

CONSCIENCE, HENDRIK

Jacob van Artevelde :

Erster Theil

Aschendorff
Münster
1861



books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

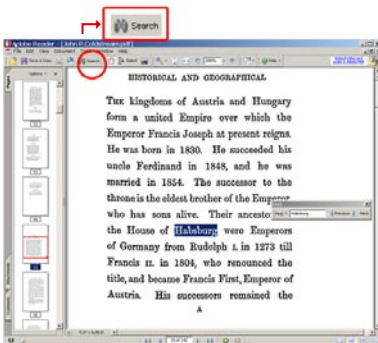
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

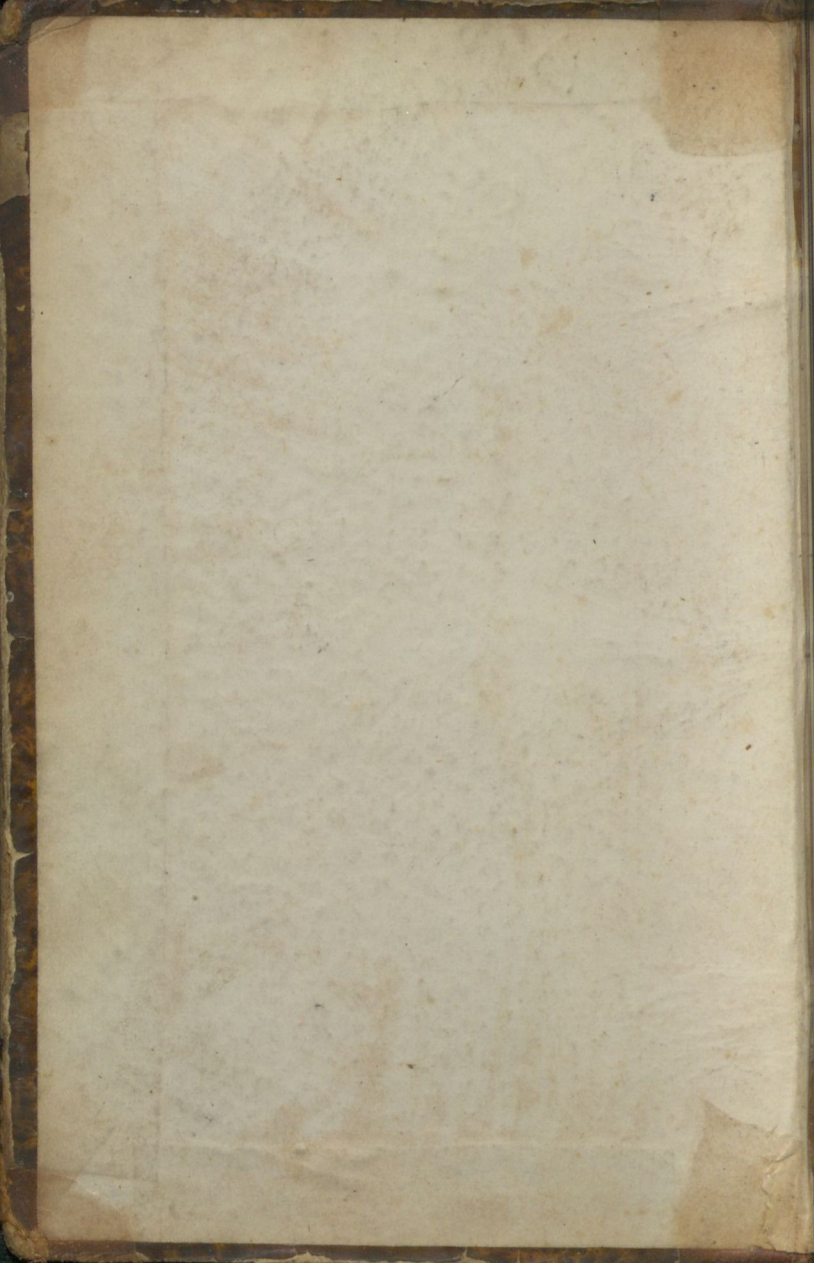
More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

I

438624

19-22





ES

32

• 2

1

2

I

438 624

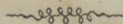
5x1.21.9 Stiepel
Münzen von



Sammlung
ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.



Aus dem Blämischen.

Neunzehntes Bändchen.

Neue Ausgabe.

Münster, 1861.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

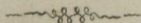
1846-1862 1884 75/

Jacob van Artervelde.



Don

Heinrich
Heinrich Conscience.



Erster Theil.

Zweite Auflage.

Münster, 1861.

Verlag der Aschenborff'schen Buchhandlung.

I
438624



I.

Der Freitagsmarkt zu Gent ist einer jener Plätze, deren Anblick allein uns in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße zurückführt. Dieser Platz liegt da wie ein ungeheuer großes Blatt, worauf die ganze Geschichte der Flämischen Gemeinden geschrieben steht. Als Schaubühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat hier der Boden hundertmal gebebt unter den Tritten der wogenden Menge; hier hat die Erde das Blut unsrer Väter in rasenden Bürgerkriegen getrunken, die Luft hat hier gedroht von jauchzendem Siegesrufen, von wüthendem Rachegeschrei, von Lobliedern auf den Fürsten, von Flüchen gegen Tyrannen, von glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit.

Sobald das Gemüth der mannhaften Genter durch irgend etwas ergriffen wurde, — es mochte Freude, Leid oder Zorn sein — so strömte gleich das Volk aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt, als nach dem Platz, der jedem zugehörte, und wo selbst der Bettler, falls er nur „Bürger“ (poorter) von Gent war, sagen konnte: dies ist mein Eigenthum! In Folge langer Gewohnheit hatte das Volk sich eingebildet, daß auf dem Freitagsmarkt jeder Bürger, arm oder reich, über die Gemeinde- oder Landesangelegenheiten sagen könnte, was er wollte, ohne daß es der Obrigkeit verstattet wäre, dem Genuß dieser Freiheit Schranken zu setzen, oder jemand zu bestrafen für etwas, das auf dem Freitagsmarkt geschehen war. Im Sinn der Menge war dieser Platz somit eine Art freier Grund und Boden, wo

niemand etwas zu gebieten hatte, als das Volk allein; was man in keiner andern Straße oder auf keinem andern Markte zu thun oder auszusprechen wagte, das sagte man laut und that es öffentlich auf dem Freitagsmarkt.

Bei einem Aufruhr oder wenn es die gesetzmäßige Vertheidigung der verletzten Volksrechte galt, eilten hier die gewaffneten Männer der Innungen und Gilden zusammen. Hier schwor auch Gent vor dem Giebel des „Hochhauses“ (Rathhauses) Treue seinen Fürsten und hier legten die Fürsten den Eid ab, Flanderns Vorrechte nicht verletzen zu wollen.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte der Freitagsmarkt ein ganz anderes Aussehen als jetzt; die St. Jacobskirche, von allen andern Gebäuden abge sondert, beherrschte die ganze Fläche, ohne daß ein einziges Haus die Aussicht von da bis an den Leyflus hemmte. Dieser Tempel war von einer runden Mauer umschlossen, worin der Kirchhof mit seinen einsamen Gräbern lag; vier Fußsteige durchkreuzten den Gottesacker und man konnte bei Tag und bei Nacht über ihn gehn, um vor dem Weinhaus sein Gebet zu verrichten oder seinen Weg abzukürzen. Vor dem Giebel der Kirche, in einiger Entfernung und gleichfalls in der Mitte des Marktes stand der Rathsföller, ein altes Gebäude mit rundem Thurm, wo die Oberältesten der Zünfte und Innungen sich zum allgemeinen Rath, „Collatie“ genannt versammelten, um über alle Handwerksstreitigkeiten zu entscheiden. Eine eiserne Gallerie, der Ring genannt, umgab das Thürmchen wie ein Gürtel in der Hälfte seiner Höhe. Die Stücke Tuch, Leinwand oder Zwillich, die des Freitags zu Markte kamen, und von den Zunftgeschworenen als aus verfälschten Stoffen oder so schlecht gearbeitet befunden wurden, daß sie dem Ruhm der Gentischen Industrie schaden konnten, wurden an dem Ring zur Schande des Verfertigers öffentlich ausgehängt.

Die Häuser rund um den Freitagsmarkt waren, gleich wie in den andern Quartieren der Stadt, meist von Holz aufgezimmert und mit Stroh gedeckt; einige, und das waren die Wohnungen von bemittelteren Bürgern, hatten ein Ziegeldach und einen Giebel von Backsteinen mit eingelegtem viereckigem Fachwerke. Die Fenster waren spitzbogig oder

von mannigfacher Gestalt, doch alle durch einen aufsteigenden Pfeiler in zwei Theile geschieden und mit zierlich geordneten Glascheiben versehen. — Die stets sehr hohen Bürgerhäuser trugen hinlängliche Pracht und Kunst zur Schau, um errathen zu lassen, daß bei ihrem Aufbau Reichthum und Geschmack gewaltet hatten. Diese Pracht bestand in erhabenem Bild- und Laubwerk, womit alles sichtbare Holz des Giebels wie bedeckt war, und in den ausgesuchten Formen der verzierten Fensterbogen, unter welchen allerlei geschnitztes Blumenwerk sich zu schlängeln schien.

In einer Ecke des Freitagsmarkts, der Waristiege gegenüber, stand eine Art Schloß, aus schweren, plumphen blauen Schieferstücken aufgebaut. Im Vordergiebel, der in seiner ganzen Breite mit Absägen gekrönt war, glänzten schöne spitzbogige Fenster, an jeder Ecke des Giebels hing ein Thürmchen, Trommel oder Kessel genannt und mit Schießscharten versehen. In diesem Schloß wohnte das edle Geschlecht derer van Utenhove. *)

Solcher befestigten Häuser, die man „Steine“ nannte, gab es viele in Gent; **) sie gehörten beinahe alle Edelleuten zu und erkannten das Stadtrecht nicht an, weil sie als fürstliche Lehen unmittelbar von dem Landesherrn abhingen.

Man hätte vermuthen können, daß solche „Steine“, mitten in die Stadtgemeinde gestellt, nichts anderes seien als Festungen, von wo aus die Lehnsherren das Volk beherrschten und unaufhörlich seine Freiheit und Entwicklung bedrohten oder es niederhielten, wo es sich aus seiner ursprünglichen Unmündigkeit noch nicht erhoben hatte. Im Allgemeinen galt dies auch von den eigentlichen alten Herrenlehen auf dem platten Lande; aber in der Stadt Gent hatte der Geist der Industrie und Volksmacht seit langer Zeit Alles durchdrungen, sogar die felsenartigen Mauern der „Steine“. Die edlen Geschlechter hatten hier das Bürgerrecht angenommen und sich zu ehrlichen Gliedern der Stadtgemeinde gemacht, dem Volke mit Rath und That zur Entwicklung seiner Thätigkeit und Freiheit beistehend. So war

*) Dies Gebäude ist 1839 abgebrochen.

**) J. B. Stein van Auweghem, Lombarden = Stein, Claes = Jonghen-Stein u. s. w.

es geschehen, daß die Gentischen Edelleute, obschon für ihre „Steine“ als unbewegliches Eigenthum, unabhängig von der Schöppenbank, sich selbst für ihre Person unter die allgemeine Gerichtsbarkeit der Stadt Gent gestellt hatten. Sie theilten auf dem Fuß völliger Gleichheit die Lasten und Pflichten und genossen mit Jedermann die Vorrechte und den Schutz der mächtigen Gemeinde. *)

Es gab indeß einige Edelleute, ja ganze Geschlechter, welche diesem Beispiele nicht gefolgt waren. Diese betrauereten sehr, daß das Volk das Haupt so drohend gegen die Macht der Lehnsherren erhob, und weil Frankreich damals das Land war, wo die Ritterschaft noch in ihrem vollen Glanz prangte, so hatten diese Edelen ihre Hoffnung auf Frankreich gerichtet, in dem Wahn, daß von da eine Macht ausgehen sollte, die dem Volkshochmuth Grenzen setzen würde. In Flandern nannte man diese Edelleute und überhaupt alle Französischgesinnten mit dem Schimpfnamen *Veliaerds*. **)

Ursprünglich war es dem Bürger verboten in einem „Stein“ zu wohnen; Ritter allein durften in einem befestigten Hause ihren Aufenthalt nehmen, aber im vierzehnten Jahrhundert war der Reichthum der Gentischen Bürger bereits so hoch gestiegen, daß mehrere sich auch „Steine“ gebaut oder von verfallenden Rittergeschlechtern angekauft hatten.

Der Freitagsmarkt war nicht immer der Schauplatz von Freudenfesten und munterm Volksgewühl; es gibt in Flanderns Geschichte auch dunkle Blätter.

So war es am 25. Dezember des Jahres 1337. Seit vierzehn Monaten wüthete eine furchtbare Hungersnoth im reichen Flandern. Diese Landplage, hundertmal grausamer als Pest und Krieg, hatte die Lebensäfte des Volks aufgezehrt und selbst den stets unverzagten Gentern ihre Geistes- und Körperkraft gänzlich geraubt. Der Tod raffte täglich, wie ein schleichendes Gespenst, hunderte von Schlacht-

*) Die Edelleute in den Blämischen Städten vermischten gleich denen in den Handelsstädten Italiens ihre Interessen mit den Interessen des Volks; einige trieben selbst Handel; die Meisten gehörten einer oder der andern Zünfte an und begnügten sich damit, in der Gemeinde als vornehme Bürger angesehen zu werden.

**) Nach den Lilien, welche im französischen Wappen sind.

opfern hin, und doch sahen die unglücklichen Blamingen ihn fort und fort mit jenem stumpfen, gleichgültigen Blick an, der besagt, daß selbst die Lust am Leben in uns vergangen ist.

War es innerhalb Gent ein gräßlicher Anblick, die ausgehungerten Handwerker mit tief eingesunkenen Augen und verwilderten Gesichtern wie stumme Schatten durch die Straßen wanden zu sehen, so war doch noch schrecklicher das Loos der armen Dorfbewohner, die bis dahin im Spinnen und Weben von Wolle oder Flachs ihren Wohlstand gefunden hatten. Dort eilte der grausame Hungertod von Hütte zu Hütte, um den Handwerksmann an seinem ruhenden Webstuhl zu treffen. Da folgten der Spur der verzehrenden Plage Seuche und Pest, um auch die wegzuraffen, welche die Hungersnoth am Rande des Grabes übrig gelassen hatte. So gab es Gemeinden, wo die grauenvollste Stille herrschte, als ob der Tod da keines einzigen Einwohners geschenkt hätte, und wo wirklich die Leichen von ganzen Familien vergessen liegen blieben. Man sah auf den Feldern Frauen und Kinder, wie wüthende Thiere, die Kräuter aus dem gefrorenen Erdboden reißen und vom Tode getroffen niedersinken mit der betrüglischen Nahrung im verzerrten Munde. Ach, nichts war schrecklicher, als der Anblick dieses hilflosen Ringens eines thätigen und zahlreichen Volks gegen Pest, Kälte, und Hungersnoth.

An jenem Tage zeigte auch der Freitagsmarkt das Elend des Volkes in seiner ganzen Gräßlichkeit. — Auf demselben Platz, wo die Gentischen Handwerker so manches Mal in jauchzendem Gewühl ihren Wohlstand und ihre Freiheit gefeiert hatten, lagen sie nun erschöpft, gelähmt, und abgemagert, den bewußtlosen Blick zur Erde gerichtet.

Am Fuße von St. Jacobs = Kirchhofsmauer saß eine Menge Frauen und Kinder, die sich zusammengedrängt hatten, um sich gegen den schneidenden Wind zu schützen. Sprachlos wie ein Haufen versteinerten Leichen kauerten sie da vor der Mauer, hinter welcher ihr Grab vielleicht schon gähnte; keine Klage, keine Bewegung, als allein der laute Fuß, den eine Mutter auf die Lippen ihres erstarrenden Kindes drückte oder die Stimme eines Knäbchens, das nach Brod schrie.

Beim Spital von St. Johann trauerten ähnliche Haufen leidender Frauen und längs aller der Häuser, die sich von St. Jacob bis nach der Leye hinziehen, konnte man die nahrungslosen Handwerksleute sitzen sehen, ebenso niedergedrückt wie die Frauen und mit dem Gesicht ganz in ihrer Regentappe steckend.

Warum kamen sie auf den Markt, um mit der bittern Kälte zu ringen, während ihre Wohnungen sie wenigstens, wenn nicht vor dem wüthenden Hunger, so doch vor dem wilden Nordwind schützten? Der Freitagsmarkt! Dort lebte das Genter Volk ganz und gar; dorthin hatte es stets seine Freude gebracht, dorthin brachte es jetzt auch sein Elend und sein Leiden.

Unter dem Thürmchen, vor dem Hochhaus und weiter den Markt hinauf nach der Seite der Leye, veränderte sich dies schreckliche Schauspiel von Hoffnungslosigkeit und dumpfem Schmerz. Hier waren in zahlreichen Haufen die Handwerker versammelt, in deren Herzen noch Blut genug übrig blieb, um Bohn zu hegen oder Rettung zu suchen; hier fuhren noch aus manchen Augen drohende Racheblide gegen die Ursache des Volkselendes; man sah da Fäuste sich krampfhaft ballen, man hörte da blutige Drohworte und bittere Spottreden auf der Blamingen Feigheit.

„Sind wir Genter?“ rief ein stämmiger Blaufärber mit dumpfer Wuth. „Genter, wir? Ach, wir vergehen vor Hunger, unsere Kinder sterben wie junge Hunde, unsre Frauen liegen da am Kirchhose, wie das Schlachtvieh, das auf seine Zeit wartet, und wir, wir stehen hier ohnmächtig!“

„Aber Lieven Comyne, was können wir thun?“ bemerkte ein anderer mit muthlosem Ton. „Es ist keine Nahrung im Land. Wer soll uns denn Arbeit geben?“

„Was ihr da sagt, Simon, ist eine Feigheit. Die Gemeinde darf ihre Bürger nicht Hungers sterben lassen,“ murnte ein Dritter.

„Ach!“ seufzte Simon, „die Gemeinde hat wohl viel gethan in dieser elenden Zeit. Vor vierzehn Tagen hat sie noch eine Anleihe erhoben und tausend Pfund an die Innungen ausgetheilt. Unsre Färberinnung hat 137 Pfund davon bekommen, und ihr wißt es, Lieven, denn das Dudenborgher Quartier hat auch hundert Pfund gekriegt.“

„Dort, dort ist Geld genug!“ rief ein Walker, indem er drohend auf den Utenhovestein zeigte, „aber es gehört Muth dazu, um es heraus zu holen. Muth? Ja, wir sind feige Memmen!“

Diese Worte überraschten die Zuhörer, und man sah den Walker mit einer grimmigen Entrüstung an.

„Schweigt!“ rief Lieven Comyne, „ihr und Simon, ihr wißt nicht, was ihr sagt. Betteln? plündern? Was für eine Sprache ist das? — Ja, ich segne auch die Hand, die durch eine milde Gabe diesen armen Frauen und Kindern zu Hülfe kommt und sie labt; aber was wir Männer, wir Genter haben müssen, ist das ein Almosen? Ist es Geld, das wir mit Gewalt rauben sollen? Sind wir denn Bettler oder Diebe?“

„Nein, nein, Arbeit muß da sein; Arbeit und Brodverdient. Ich will kein anderes Brod essen, als das, was ich mit dem Schweiß meines Angesichts verdienen kann. So spricht ein Mann!“

„Ja, ja, so spricht ein Mann, der gegessen hat,“ antwortete der Walker, „aber ein leerer Magen hört nicht darauf. Uebrigens wird dies schöne Gerede wenig helfen: keine vierzehn Tage mehr und es wird Alles drunter und drüber gehen in Gent: — und dann wollen wir mal gehen und sehen, wie viele Säcke Korn und wie viel Maß Wein da in den Steinen verborgen liegen.“

„Ein schlechtes Mittel!“ seufzte Simon, „das wird uns erst vollends in den Abgrund stürzen!“

„Als ob es möglich wäre, noch tiefer zu fallen!“ antwortete der Walker lachend.

„Halt!“ rief Lieven erbittert dem Walker zu, „seid ihr es nicht, der gestern in dem Löwen am Brunnen mit dem französischen Kaufmann getrunken und gesprochen hat?“

„Ja! Es that mir ganz wohl; so was begegnet einem jetzt nicht alle Tage.“

„Ach! dann begreif' ich, von wem ihr das tolle Geschwätz gelernt habt; und nun erinnere ich mich, ihr habt fünf Jahre in Frankreich gewohnt mit denen, die sich bestechen ließen, die Blämische Weberei nach Amiens zu ver-

pflanzen. Ihr wagt nicht, nach eurer Stadt Opern zurückzukehren, und ihr seid kein Bürger von Gent, ihr steht unter Ribaudenrecht!" *)

Der Walker entbrannte ob dieses Verweises in heftigem Zorn; das sah man deutlich an dem Roth, das seine Wangen färbte. Da jedoch Lieven ein ungemein starker Bursche war, der seinen schwächern Gegner mit einem einzigen Faustschlag niederschmettern konnte, so bezwang er seinen Grimm und sagte spöttisch: „Bacht sie in Schmalz eure gnädigen Herren, die euren Schweiß und euer Blut in Turniren und Gastmählern verprassen und verschlemmen; kriecht zu ihren Füßen wie Sklaven und laßt euch nur zertreten, bis das ganze Volk ausgestorben ist. Dann werdet ihr gerade so viel haben, als ihr verdient!“

„Er spricht von den Veliards,“ bemerkte ein Zimmermann, „und er hat Recht; wir werden ihnen ihre Rechnung schon machen.“

„Warum zeigt ihr denn auf Utenhovestein?“ versetzte Lieven Comyne. „Wißt ihr wohl, verlausener Operling, wer Ser **) Jan van Utenhoven ist?“

„Er ist Ritter und Unterdrücker des Volks!“ murmelte der Walker.

„Unterdrücker des Volks!“ wiederholte Lieven mit steigender Erbitterung. „Er ist Ältester der St. Jorisgilde, und Geschworener unserer Innung; er hat eine Schule gestiftet für die Kinder unsrer armen Gesellen; er hat ein Spital für alte Färber gebaut, er hat bereits beinahe die Hälfte seines Vermögens verpfändet, um die Hungersnoth für unser Handwerk zu mildern; er hat vielleicht fünf hundert arme Bürger vom Tode errettet; — und gegen solch einen Mann wagt ihr, Rache zu rufen?“

*) Ribauden waren Polizeidiener, die alle die beaufsichtigen mußten, welche das Bürgerrecht nicht genossen. Unter Ribaudenrecht stehen heißt also: die Stadtfreiheiten entbehren oder Fremdling sein.

**) Die Adeligen nannte man Ser (Sire) die Bürger Mher (Meinherr), die angesehenen Frauen Ver (Frau), die angesehenen Bürgerstöchter Jonfver (Jungfrau) und sagte so Ser Jan, Mher Jacob, Ver Amelberga, Jonfver Maria.

„Sieh,“ sagte der Zimmermann, „dort steht er vor seinem Stein und plaudert mit List dem Spinner!“

„Nun wohl,“ rief Lieven, „seht, er gibt dem armen Gesellen die Hand der Freundschaft!“

„Ja, das ist nur Einer auf Tausend!“ spottete der Walter.

„Man sieht wohl,“ versetzte Lieven, „daß ihr kein Genter seid und aus der Ferne kommt. Weil ihr in Frankreich das Volk ohne Freiheit durch die Lehnsherren und Ritter bedrückt saht, niedergeschmettert durch willkürliche Lasten und verarmt durch Verfälschung der Münzen, darum singt ihr uns hier vor, was ihr in Frankreich gehört habt; aber nennt mir nur einmal einen einzigen Gentener Ritter, der sich's nicht zur Ehre rechnete, an einer Innung Theil zu nehmen, oder der sich weigern würde, die Hand eines Handwerksgenossen zu drücken, wenn sie ihm angeboten wird?“

„Ja!“ antwortete hierauf ein Strohecker, „das mag gelten für die Baernewycks, die Goethals, die Berglehems und die Andern, die vom Vater zum Sohn Bürger von Gent gewesen sind. Aber wie ist's mit den Leliaerds?“

„Die Leliaerds? Die sind weder Genter noch Blamingen.“

„Und was sind sie denn?“

„Nun wohl, Jan, Franzosen sind es,“ antwortete Lieven. „Sieht man sie jemals in Gent? Sie laufen nach Paris, um dem französischen König zu folgen und zu dienen. Ja, die helfen das Unheil schmieden, das Flandern jetzt erschöpft und arm macht; aber komme nur der Tag der Erlösung, und sie sollen erfahren, was es sagen will, sein Vaterland an den Fremdling zu verkaufen!“

„Nicht wahr, der Tag der Erlösung wird so sicher kommen, als die gebratenen Tauben vom Himmel fallen?“ scherzte der Walter, „aber ich weiß nicht, wenn ich euch so reden höre, gegen wen oder gegen was ihr losstürmen werdet.“

„Gegen wen?“ rief Lieven Comyne. „Wer hat die

englischen Kaufleute in Flandern anhalten lassen, und wer ist daran Schuld, daß König Eduard die Einfuhr der englischen Wolle in Flandern verboten hat? Wer hat somit unsre tausend Webstühle stillstehen lassen und das verdienstlose Volk an den Bettelstab und bis zur Hungersnoth gebracht? — Das hat der König von Frankreich gethan *) und der soll es in Kurzem noch einmal erfahren, was der Blämische Löwe vermag, wenn er sich erhebt."

"Ach, es geht gegen Frankreich!" sagte der Walker lachend, "dann bedauere ich euch! Vergesst die Geschichte von Niklas Zanneken nicht. Ihr habt wohl Lust, im Hemd, mit bloßen Füßen und mit dem Strick um den Hals auf dem Felde zu stehen?" **)

Er mußte wissen, daß diese Worte die Genter tief verletzen würden, denn er hatte sie noch nicht halb ausgesprochen, als er sich bereits eilig entfernte, zum Laufen bereit, wenn ihn jemand verfolgte. Und wirklich wollte der Strohdecker ihm, wie er sich wüthend ausdrückte, Hals und Beine auf dem Freitagsmarkt brechen; aber Lieven hielt ihn zurück, indem er sagte:

"Jan, laß ihn gehen; er ist der Mühe nicht werth. Ich werde ihm diesen Abend im Löwen-am-Brunnen seine Rechnung schon auszahlen. Ich weiß nicht, aber es sollte mich nicht wundern, wenn dieser verlaufene Opperling ein bezahlter Spion von Frankreich wäre."

"Mit dem allen", seufzte Simon, "sehe ich doch keine Rettung kommen. Der Streit zwischen Frankreich und England kann noch Jahre dauern. Bis dahin, daß es wird entschieden sein, ob Philipp oder Eduard die französische Krone tragen soll, können alle Weber und wer von der Weberei in Flandern leben muß, vor Hunger und Elend gestorben sein."

*) Die Webereien Flanderns verarbeiteten in jener Zeit keine andere Wolle, als die aus England kam.

**) Die gewöhnliche von den Grafen den aufrührerischen Gemeinden nach ihrer Unterwerfung aufgelegte Strafe, die von den Bürgern von Brügge 1328 nach der Niederlage von Niklas Zanneken ausgestanden wurde.

„Ich sage dir, daß das nicht geschehen wird!“ schrie Lieven Comyne ganz außer sich. „Roland *) wird stürmen, ehe die Woche zu Ende ist; wir werden zeigen, daß Gentisch Blut sich nicht verleugnen kann, wenn man es auch jetzt denkt. Wir werden uns mit dem König von England verbinden. Dann wird Wolle und Nahrung genug im Lande sein. — Möge nur einer kommen, einer, der Muth und Verstand hat; möge er es wagen zu rufen: der Löwe von Flandern! Nahrung! **) Nahrung! und ihr werdet den Freitagsmarkt gewaffnete Genter ausspeien sehen. Hier stehen wir wohl sechshundert auf dem Markt. Was verlangen wir, um zu den Waffen zu laufen? Was verlangt Flandern, um aufzustehen aus seinem schändlichen Schlaf? Nur ein einziges Wort, nicht wahr? Wohlan, das Wort . . .“

„Seht“, sagte Simon, indem er mit dem Finger vorwärts zeigte, „dort bei der Serbodinsbrücke kommt der weise Mann. Ach! daß er das Wort sprechen wollte!“

Derjenige, den man mit dem Namen des weisen Mannes bezeichnet hatte, kam von weitem nach dem Freitagsmarkt herangeschritten. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Gestalt, auf dessen Gesichtszügen man auf den ersten Blick lesen konnte, daß Verstand und Weisheit ihm reichlich von Gott geschenkt waren. Unter seiner breiten runzelvollen Stirn, überschattet von dichten Augenbrauen, glänzten seine braunen Augen, deren Ruhe nichts anzeigte als Ueberlegung und Seelenfrieden, deren Blick aber bei der geringsten Aufregung Feuer sprühte. Seine großen, beweglichen Nasenlöcher zeigten von Muth und Energie,

*) Roland, der Name einer Glocke, die auf dem Belfroot von Gent hing, und worauf folgende Verse zu lesen standen:

Ich heiße Roland,
Wenn man mich schlägt ist Brand,
Wenn man mich läutet, ist Sturm oder Segen im Flanderland.

**) Durch „Nahrung“ neering, in diesem Sinne gebraucht, verstand man allen Handel, Industrie, oder Arbeit, die Gewinn einbringt, soviel als Brodverdienst.

während seine weniger scharf geschnittenen Lippen Güte und seelenvolles Wesen verriethen.

Nach der Kleidung zu urtheilen mußte dieser Bürger reich sein; denn er trug einen Mantel und ein Wamms ganz von schwarzem Sammet mit rother Seide gefüttert. Das Regentuch oder die Kappe, die er über seinen Kopf geworfen hatte, war von dunkelbraunem Luche; seine Hosen waren vom allerschönsten rothen gent'schen Tuch, und seine Schuhe von gelbem Corduanleder. Da sein Mantel zur rechten Seite offen war, so konnte man sehen, daß er an dem Gürtel eine leberne Tasche trug und darüber ein Dolchmesser.

Sobald dieser Mann aus der Zuiveltstiege auf den Freitagsmarkt trat, wo sich vor seinem Auge das Schauspiel des schrecklichen Volkselends entfaltete, schien ihn ein plötzliches Bittern zu ergreifen; es war, als wollte er stehen bleiben, und ein bitterer Zug ging über sein Gesicht. Gleichwohl schritt er langsam weiter, indem er seinen Blick zur Erde niederschlug.

Zur selben Zeit kam ein Stadtribaud aus der Wolfsstiege auf den Markt. Er hielt eine arme Frau, die ein Kind im Arm trug, bei der Schulter und stieß sie mit Gewalt vorwärts. Die unglückliche Mutter zerfloß in Thränen, während sie, wie sinnlos ihren Mund und ihre Wangen auf das Gesicht ihres Kindchens legte oder seine Füßchen in ihren Busen steckte. — Es war ein schreckliches Schauspiel, diese halb wahnsinnige Frau so leidenschaftlich kämpfen zu sehen gegen die Kälte und gegen die Hungersnoth, die geschäftig waren, selbst in ihren Armen einen grausamen Mord zu vollbringen. Der Stadtdiener achtete nicht auf diesen verzweiflungsvollen Kampf; die Mutter schien auch nicht zu wissen, daß man ihr Gewalt anthat, sie ließ sich geduldig fortschleppen und ging mit wankenden Schritten neben ihrem Geleitsmann.

Mitten auf dem Markt wurde der Stadtdiener durch den weisen Mann mit den Worten aufgehalten:

„Heda, schleppt die arme Frau nicht so! Was hat sie verbrochen?“

„Ja, ich kann nichts dafür, Meister“, antwortete der Stadtdiener mit einer gewissen Ehrerbietung. „Es ist ein Weib von Bestrem, *) das in Gent Betteln geht; ich muß sie, mag sie wollen oder nicht, aus der Stadt entfernen, und Ihr seht, Meister, daß sie nicht gehen will.“

Eine mitleidige Stimme war in's Ohr der Mutter gedrungen. Jetzt erhob sie ihr Haupt und zeigte ein abgemagertes Gesicht, worauf, ungeachtet der fahlen Hungerfarbe, die Züge früherer Schönheit ausgeprägt waren.

„Ach, Meister“, rief sie dem weisen Manne zu, „ich bin eine arme Strumpfwirkersfrau von Bestrem; mein Mann und mein klein Siesken, ach! die Armen, sind gestern Nacht vor Hunger gestorben; ihre Leichen liegen noch unbegraben in unserer Wohnung. Ich bin geflohen, geflohen, um mein lieb Agneschen vor dem Hungertod zu retten. Seht, da ist es, Agneschen; aber es muß auch sterben, denn man jagt uns fort. Gott! Gott! Ich wollte, ich läge schon erfroren da, dann würde ich das Reißen in meinen Eingeweiden nicht mehr fühlen; aber mein Agneschen, mein Kind!“ Sie unterbrach ihre Klage, um die Füßchen ihres erstarrten Kindchens noch tiefer in ihren Busen zu stecken; aber, als ob sie etwas überrascht hätte, hielt sie plötzlich ein und hielt das Kind unter die Augen des weisen Mannes, indem die Thränen auf's Neue in Strömen aus ihren Augen stürzten.

„Seht, seht, Meister!“ rief sie mit schneidendem Schrei, „mein Kind, mein Agneschen ist todt!“

Und sich dann wie eine Rasende mit bitterm Lachen zu dem Stadtdiener wendend, sagte sie:

„Nun komm, führe mich zum Thor hinaus, damit ich Agneschen zu ihrem Brüderchen lege. Morgen wird doch Alles mit uns vorbei sein . . .“

„Stadtdiener“, sprach der weise Mann, „Du kannst deiner Wege gehen; ich nehme mich dieser Frau an; Dein Dienst ist also gethan.“

*) Ein Dorf in der Gegend von Gent.

Während der Stadtdiener zufrieden nach der Wolfsstiege zurückkehrte, nahm der weise Mann die arme Frau bei der Hand und führte sie nach der Seite des Hochhauses.

„Mutter“, sagte er mit einer vor Mitgefühl zitternden Stimme, „weint nicht so bitter und seid ruhig, Euer Kind ist nicht todt. Kommt mit mir; wir wollen Euer Agneschen gesund machen und Eure Leibscherzen stillen; ich werde Euch beide vor Hunger und Kälte beschützen; Ihr habt doch schon zu viel auszustehen, nicht wahr?“

Die arme Mutter schien diese Worte nicht ganz zu verstehen; gleichwohl sah sie den weisen Mann mit glänzenden Augen und mit dem begeisterten Lächeln der Verehrung und Dankbarkeit an. Als ob Gott selbst ihr Geleitsmann gewesen wäre, so ließ sie sich sprachlos in einen Tuchladen neben dem Hochhaus bringen. Auf die Bitte des weisen Mannes flog hier Alles zu seinem Dienste. Er ließ die Mutter fern vom Feuer niedersitzen und mit Wein und Brod laben. Unterdeß hatte er das erfrorene Kindchen in die Arme genommen und ließ es nun durch die Frau des Hauses mit warmen wollenen Decken auf dem bloßen Leib reiben. Die arme Mutter war aufgestanden und sah allem diesem mit ängstlicher Erwartung zu, sie war jedoch an Leib und Seele so erschüttert, daß ihr Mund nur unverständliche Töne von sich gab.

Plötzlich entfuhr ihr ein Schrei; sie riß das Kind aus den Armen ihres Retters und stürzte vor seinen Füßen auf ihre Kniee nieder, indem sie mit solch übermäßiger Freude ihre Dankbarkeit bezeugte, daß selbst auf der Wange des weisen Mannes eine Thräne des Mitleids sich zeigte. — Agneschen hatte die Augenlein geöffnet; ihr erster Blick war wie ein beseligender Strahl in das Herz der Mutter gedrungen. — Der Tod war gewichen von dem Kinde.

An dem Eifer, womit der weise Mann diese Rettung bewerkstelligt hatte und an seinen ungeduldigen Bewegungen konnte man leicht erkennen, daß er Eile hatte, seinen Weg fortzusetzen. Nun da das gute Werk vollbracht war, sprach er einige Worte mit dem Hausbesitzer und sagte dann zu der Mutter, die bewusstlos beschäftigt war, ihr Kind zu küssen und zu streicheln:

„Gute Mutter! Ihr könnt hier bleiben mit eurem Kind, und wenn ihr nach Bestrem gehen wollt, soll euch Reisegeld und was sonst nöthig ist gegeben werden. Habt also guten Muth, Frauen!“

Die arme Mutter sprang auf und küßte die Hand des weisen Mannes, bis dieser nach einem allgemeinen Gruße das Haus verließ und auf den Freitagsmarkt schritt.

Hier sah er sich aufgehalten durch die Handwerker, die bei dem Rathhaus gestanden hatten und nun mit vielen Andern vor dem Tuchladen versammelt waren.

„Nun, Herr Jacob“, rief Lieven Comyne, „hat dieses feige Spiel noch nicht lange genug gedauert? Muß der letzte Blaming auf der Straße sterben gleich einem Hund? Wird Niemand kommen, der Verstand und Muth genug hat, das Land zu retten? — Und Ihr, Herr Jacob van Artevelde, Ihr, der weise Mann von Gent, könnt Ihr die Frauen dort am Kirchhof liegen sehen, ohne daß Ihr sagt: es ist Zeit, es muß Blut oder Arbeit sein!“

„Blut! Blut!“ murmelte Artevelde bei sich selbst, während er den Blick zu Boden schlug. Bald aber richtete er den Kopf in die Höhe und sprach:

„Ruht nicht nach Blut, Freunde; es ist Zeit genug, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit es vergießen läßt.“

„Aber es muß doch ein Ende haben“, sagte ein Weber, „es muß Arbeit und Verdienst geben, sonst wird der Roland Sturm läuten, daß der Belfroot davon zittern soll.“*)

„Nein, nein!“ sagte Artevelde, „es wird besser gehen. Ich weiß das Mittel um Flandern seine alte Freiheit und Nahrung zurückzugeben; aber vorher müßten wir den Muth haben, Genter und Blamingen zu sein, einträchtig und überzeugt von dem Recht unserer Sache, mit Mannesmuth und Blämischer Ausdauer das verletzte Recht rächend, ohne selbst Muthwillen und Unrecht zu verüben.“

Die ganze Handwerkerschaar hatte sich um Jacob van Artevelde zusammengedrängt, um seine Worte zu hören. Was er sagte, machte ihre Brust schwellen und ihre Au-

*) Belfroot, der Wachtthurm, worauf man die Urkunden der Freiheiten und Vorrechte bewahrte. Hier hingen auch die Stadtglocken, wie die Sturmglocke, die Morgenglocke, die Arbeitsglocke u. s. w.

gen von Hoffnung und Begeisterung funkeln. Niemand antwortete auf seine Aeußerung und man sah ihn fragend an, wie um eine nähere Erklärung zu fordern. Er fuhr fort:

„Ist wirklich noch reines Genter Blut in euren Adern? Solltet ihr den Muth haben zu schwören, hier zur Stelle zu sterben oder frei zu werden, gleichwie unsre Väter es gewesen sind?“

Ein verworrenes Gemurmel von Racherufen und Eidschwüren, nebst einem einmüthigen Aufheben und Schwingen der Fäuste beantwortete seine Frage.

„Wohlan, Freunde!“ versetzte Artevelde mit Gelassenheit, „seid ruhig; wosern ihr den Muth habt zu wollen, wird Flandern Freiheit und Nahrung haben! Es wird für unsere Erlösung gewirkt! Bleibt inzwischen getrost und bewahret Blämischen Muth.“

Nach diesem Gruß ging Artevelde fort zwischen den Handwerkern, die ihm ehrerbietig einen Durchgang boten und ihm nachsahen, bis er hinter der Ecke der Wandelstiege verschwand.

Aber kaum war er außer dem Bereich ihrer Augen, so entstand unter ihnen ein verworrenes Gewühl; Alle bewegten sich mit Ungestüm und schienen einen wichtigen Plan zu berathen, — bis Lieven Comyne mit einem Mal die Worte: Freiheit und Nahrung! mit mächtiger Stimme wie einen Aufruf über den Markt hin ertönen ließ und jauchzend nach der „Langen Münze“ lief. Das war wie ein Zeichen, das Jeder verstand. Andere begaben sich über die Serbodinsbrücke, oder nach dem Steindamm, oder nach Overshelde. Viele gingen zu den niederkauernden Frauen und Kindern, indem sie mit freudigem Ton von Ferne riefen: Freiheit und Nahrung! Freiheit und Nahrung!

Als ob die Posaune des Erzengels diese Todten aus dem ewigen Schlaf aufgerufen hätte, so sah man plötzlich alle Frauen und Kinder sich erheben und unter die unruhigen Häufen der Handwerksleute sich mischen.

Es fand nach kurzer Zeit ein sonderbares Wogen von Menschenköpfen auf dem Freitagsmarkte statt. Man ging von einem Haufen zum andern, man erzählte überall, was der weise Mann gesagt hatte, man schrie: Freiheit und

Nahrung! Man lief in die angrenzenden Straßen um die Neuigkeit nach allen Quartieren der Stadt zu tragen; und schon nach kurzer Zeit strömte das Volk aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt. — Sie hatten keinen Hunger mehr, die Blamingen, welche sich durch die Worte Freiheit und Nahrung gespeist fühlten. Ein Hoffnungsstern war aufgestiegen vor ihren Augen; Muth und Kraft war in ihre Herzen gekommen, und aus denselben Augen, die vorher stundenlang leblos zur Erde gerichtet waren, schossen nun Blitze von Kraft und Löwenmuth. Gleichwohl konnte man nicht wahrnehmen, daß dies zusammenströmende Volk die Absicht hätte, sich Gewaltthaten zu überlassen. Im Gegentheil, auch die wildesten Gesichter sprachen hier von Geduld und von Achtung vor Jedermanns Recht. Gewiß, sie mußten etwas besonders im Sinn haben, denn nachdem sie einige Zeit in Verwirrung und mit Getöse durcheinander gelaufen waren, begannen sie sich, Jeder nach seiner Kunst, in große abgesonderte Schaaren zu ordnen. Lieren Comyne sah man noch immer hin und her eilen und in voller Aufregung Jeden erimuthigen zu dem Werk, das man jetzt versuchen wollte.

Artevelde schritt unterdessen eilig durch die Magdalenenstraße nach dem Calanderberg, wo seine Wohnung gelegen war. Diese bestand aus zwei hohen Häusern von Backsteinen, mit schönen spitzbogigen Fenstern und überall an dem hölzernen Fachwerk mit kunstreicher Schnitzarbeit verziert. Man stieg zur Eingangsthür auf einer kleinen steinernen Treppe hinauf. Durch diese Eigenthümlichkeit so wohl als durch den Reichthum der Verzierungen unterschied sich das Haus von allen umstehenden Wohnungen. Es mußte auch eine ziemlich große Fläche Raumes einnehmen; denn es lief hinten mit einem Pförtchen sehr weit in den Paddenhoek aus. Mitten auf dem Plage, den man den Calanderberg nannte, und der wohl dreimal größer war, als er jetzt ist, stand ein hoher Lindenbaum und Artevelde's Wohnung gegenüber war eine berühmte Herberge „de Vos“ genannt.

Sobald Artevelde an seine Thür geklopft hatte, öffnete ihm eine Dienstmagd; er ging quer durch ein weites Vor-

zimmer, welches ehemals als Tuchladen gedient zu haben schien, *) und schritt weiter in das Hintergemach, wo vier Personen bei seiner Ankunft von ihren Sesseln aufstanden und ihn mit Freude und Ehrerbietung begrüßten. Er aber, von tiefen Erwägungen befangen, sagte einige gleichgültige Worte, und indem er sich insbesondere zu einem starken jungen Mann wandte, der nicht weit vom Kamin saß, sprach er:

„Meister Ghelnoot van Lens, gefalle es Euch, mit mir zu gehen; während ich Mantel und Regentuch ablege, werde ich Euch etwas wichtiges sagen.“

„Ahah, ist es so weit?“ rief Ghelnoot mit Begeisterung. „Hat der Blämische Löwe endlich den Staub von seiner Mähne geschüttelt? Wird er die Zähne zeigen?“

„Kommt, kommt“, sagte Artevelde, ihm winkend, „Ihr sollt es erfahren.“

Dieser Ghelnoot konnte ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt sein. Er war ein Mann mit großen blauen Augen und dunkelblondem Haar; ungemein starken Bau's und lang von Gestalt; aber mit einem offenen Gesicht, worauf beständige Heiterkeit glänzte.

Beim ersten Anblick konnte man in ihm das echte Bild des Blamingen und vor Allem des Genter's erkennen; stark an Gliedmaßen, von stolzer Haltung, doch immer bereit zum Lachen und Scherzen, so lange keine ungewöhnliche Empfindung ihn zum Ernst rief oder zum Zorn reizte; harmlos und friedlich wie ein Kind im gewöhnlichen Leben; wüthend und heldenmüthig wie ein Löwe, sobald Unrecht, Hohn oder Unterdrückung sein stolzes Gemüth verwundeten.

Die Personen, die jetzt noch im Zimmer übrig blieben, waren zwei Frauen und ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Die eine Frau war die Ehegattin von Jacob van Artevelde. Gesicht, Haltung und Sprache, Alles an ihr zeugte von adeliger Abkunft. Sie gehörte wirklich zu dem ritterlichen Geschlecht derer von Drongene und war eine Tochter von Segher de Cortrazyn, Marschall von Flandern,

*) Es ist geschichtlich erwiesen, daß Jacob van Artevelde dem Tuchhandel angehörte und Mitglied der Weberzunft war.

der früher die Gefangenschaft des Grafen Gwyde theilte und jetzt wieder auf Anstiften des französischen Königs in einen Kerker des Kastells von Rupelmonde geworfen war. Neben ihr saß ihre Tochter, ein junges kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, mit feurigem Blick und schwarzen Augen, schlank von Gestalt, und von äußerst feinen Gesichtszügen. Uebrigens schienen in ihr Einsalt und Gemüthskraft vereinigt zu sein; denn in ihrer Sprache und in ihren Gehehrden lag eine feste, obwohl anständige Ungezwungenheit, die bewies, daß sie wenigstens dem Geiste nach kein Kind mehr war. Als Kleidung trug sie einen langen Schlepprock von hellblauer Seide, der vom Hals bis zu den Füßen reichte; ein Regentuch von weißem Linnen bedeckte ihren Kopf außer Wangen und Kinn, so daß nur das zarte Oval ihres Gesichts unbedeckt blieb; sie trug Schuhe von schwarzem Leder, welche mit kleinen stählernen Schnallen über dem Fuß befestigt waren. Ihre Mutter hatte fast dieselbe Kleidung, mit dem Unterschied, daß dunklere Farben darin herrschten, und ihr Schleppkleid aus reich geblühtem Damast bestand.

Dieses schöne Mädchen, das einzige Kind von Jacob van Artevelde hieß Beerle, nach der heiligen Pharaildis, deren Reliquien damals in der Kapelle unter den Mauern des Grafensteins verehrt wurden.

Der Jüngling, der nicht weit von ihr saß, war Lieven*) Denys, Sohn des verbannten Geraet Denys, Ältesten der Weberzunft, der zu gleicher Zeit als Oberältester an der Spitze aller Gentischen Zünfte stand. Der junge Lieven, einziges Kind des Oberältesten, konnte sich rühmen, der reichste Erbe von Gent zu sein, denn sein Vater hatte mit dem Tuchhandel ungemein viel Schätze gesammelt. Es schien, daß Natur und Glück diesen jungen Mann mit allen ihren Gaben überschüttet hätten. Sein schönes, vielleicht etwas zu zartes Gesicht, war wie der Spiegel einer reinen

*) Lieven, Livinus. Die Reliquien des h. Livinus wurden in Gent mit vieler Andacht verehrt und man führte dieselben jährlich bis außerhalb der Stadt in einer berühmten Prozession. Der Eigennamen Lieven war in Gent damals sehr gewöhnlich und ist bis heute noch am meisten in Gebrauch.

und liebenden Seele; etwas Dichterisches, etwas Schmach- tendes lag in dem langsamen Ausblick seiner Augen; aber seine breite Stirn und seine starkgewölbte Brust zeugten doch auch zu gleicher Zeit von Mannesmuth und Geisteskraft.

Beerle van Artevelde war seine Spielgenossin gewesen. Jetzt liebten sie einander mit inniger Liebe unter den Augen ihrer Eltern, in der Hoffnung, daß binnen einiger Zeit Lievens Vater seine Zustimmung zu ihrer Heirath gäbe.

Als Jacob van Artevelde zuerst in's Zimmer trat, war Lieven damit beschäftigt, der Beerle die schöne Sage von dem Schwanenritter zu erzählen, und die Mutter hatte sich neben sie unter den Kamin beim Feuer niedergesetzt, um zuzuhören. Das junge Mädchen bat ihn jetzt, wieder mit seiner Erzählung fortzufahren; aber Lieven war zu aufgeregt worden durch die sonderbaren Aeußerungen Arteveldes und durch sein geheimnißvolles Wesen. Er vermuthete, daß es sich um wichtige Begebenheiten handle, und wehrte die an ihn gerichtete Frage freundlich ab, um in tiefe Betrachtungen zu versinken. Die Rückkehr seines Vaters, die Erlösung Flanderns, seine Liebe selbst konnten hier in die Waagschale gelegt werden; denn er fürchtete mit Grund, daß durch den kleinsten unter das gährende Volk geworfenen Funken das Feuer sich an den vier Ecken Flanderns verzehrend entzünden könnte.

Vielleicht würde er der verwunderten Beerle etwas von seiner Hoffnung oder seiner Besorgniß mitgetheilt haben, doch es ward ihm die Zeit dazu nicht gelassen, weil Artevelde und Ghelnoot van Lens alsbald wieder in das Zimmer traten.

Jacob nahte seiner Frau und sagte:

„Catharina, habe die Güte, Jacquemine zu sagen, daß sie ein großes Feuer im Oberzimmer nach der Straße zu anzünde und die Thür nach dem Paddenhoef aufschließe; ich erwarte viele Freunde, die binnen einer Stunde hier sein werden. Jacquemine muß mich benachrichtigen, wenn Jemand kommt.“

Während Artevelde mit seiner Gattin nach der Thür des Zimmers ging und da noch eine Weile leise mit ihr sprach, stand Ghelnoot bei dem Kamin und rieb sich lächelnd

die Hände, wie Jemand, der über eine gute Nachricht sehr erfreut ist. Lieven und Beerle sahen ihn fragend an, erhielten jedoch keine Antwort.

„Aber, Herr Ghelnoot“ rief Lieven, „wenn man Euch sieht, sollte man sagen, daß Ihr uns verbergen wollt, was vorgeht. Als ob ich nicht wüßte, daß man damit beschäftigt ist, die Seile vom Roland los zu machen!“

Beerle erschraf sichtbar bei dieser Aeußerung.

„Roland! Roland?“ rief sie, „davor bewahr uns St. Lieven.“

„Ach, darum hat St. Bertulf auf seinem eisernen Söller diese Nacht geklopft.“ *)

„St. Bertulf hat Recht“, sagte Ghelnoot, „obwohl es scheint, daß Roland nicht mit arbeiten soll. Man hofft es wenigstens; aber ihr kennt den Burschen, er ist sehr jähzornig, und er schweigt nicht, wenn man will. Desto besser aber; denn er ist ein Meistersänger, dessen Lieder Euch das Blut durch die Adern jagen, und Euch den Busen schwellen, daß Ihr meint, den Belfroot auf Eurem Arm tragen zu können. Das thut dem Herzen wohl, wenn man fühlt, daß man Mann und Blaming ist!“

„Ach!“ seufzte Beerle bekommen, „es ist also wirklich wahr, daß man schon wieder fechten geht? Diese Männer, man sollte meinen, sie hätten Durst nach ihrem Blut. Ich verstehe nicht, Herr Ghelnoot, wie Ihr, der Ihr immer so gut und fröhlich seid, jetzt auf einmal so bitter und so grausam sprechen könnt, daß Eure Worte mich zu Tode erschrecken.“

„Mit Unrecht seid Ihr so bekommen, Beerle“, sagte Ghelnoot lachend, „es ist in Gent kein so großer Mangel an Männern, daß Euer Freund Lieven Euch verlassen müßte, um jetzt schon mit der St. Joris-Gilde zu seinem ersten Schuß auszuziehen.“

Das junge Mädchen fühlte sich durch diese letzten Worte

*) In der St. Petersabtei zu Gent sah man hinter dem Hochaltar einen kunstvollen eisernen Söller, Aufbewahrungsort von zehn kostbaren Schreinen, worin die Leichname von zehn Heiligen eingeschlossen waren, unter andern auch von St. Bertulf, der, wie man sagte, zu klopfen pflegte, so oft Krieg im Anzuge war.

verwundet. Sie warf einen flüchtigen Blick auf Lieven, als ob sie sagen wollte: Duldest du diesen Hohn? — Aber der Jüngling stand plötzlich auf und sprach mit dumpfer Stimme und roth vor Zorn:

„Herr Ghelnoot, wenn der Stadttrompeter Persemier vom Belfroot Gefahr blasen wird, werde ich mit meinem Bogen bereit stehen, und ich werde zeigen, daß ich auch mit dem Tode scherzen kann; aber ich freue mich nicht im Voraus des Blutvergießens; denn die, welche ich treffen kann und die mich tödten können, sind Menschen . . .“

„Nun, nun, werdet nicht böse“, fiel ihm Ghelnoot lachend in die Rede, „ich weiß, daß das Blämische Herz Euch männlich im Busen schlägt; aber jeder versteht es auf seine Weise. Ich sehe nun seit einem Jahre die bitterste Hungersnoth in Flandern wühlen; man hat unsre alten Freiheiten beinahe ganz vernichtet; man hat Bürger von Gent gegen Gesetz und Recht eingekerkert; man hat Euren Vater verbannt, weil er mit Freimuth zu sprechen wagte; wir werden an die Interessen Frankreichs aufgeopfert, wir sind erniedrigt wie ein feiger Sklavenhaufe, — und ihr glaubt, daß ich stehen und meinen soll, nun der Genter Löwe seine Klauen öffnet und sich bereit hält, seine Ketten zu zerbrechen? Ach, das wäre doch sonderbar!“

Artevelde nahte in diesem Augenblick dem Ramin und setzte sich auf den Stuhl, den seine Frau eben verlassen hatte. Er schien noch ganz in Gedanken versunken und sagte freundlich:

„Es ist draußen schrecklich kalt, Kinder! Gott beschütze die leidenden Handwerksleute von Flandern!“

Beerle legte ihren Arm um seinen Hals und fragte streichelnd:

„Sag' einmal, Vater, Herr Ghelnoot hat uns da so bekommen gemacht; das heißt mich allein, aber Lieven nicht — ach, so bekommen!“

„Er spricht von der Glocke Roland und von Krieg und Blut. Es ist doch nicht wahr, daß der Sturm losgeht in Gent?“

„Herr Ghelnoot hat nicht wohlgethan“, antwortete Ar-

tevelde. „Nengstige Dich nicht, Beerle, der alte Roland soll schweigen.“

„So, Beerle?“ lachte Ghelnoot, „es ist nicht christlich, daß Ihr mir zur Last legt, was Vieven selbst gesagt hat. Ich bin es nicht, der von Roland gesprochen hat.“

Artevelde wendete sich zu dem jungen Denys und sagte: „Vieven, Guer Vater kehrt aus seiner Verbannung zurück.“

„Mein Vater!“ rief der Jüngling mit frohem Staunen.

„Ja, aber dies einzige Wort sei Euch genug; Ihr werdet bald die Erklärung dazu haben.“

„Wann werd' ich Ihn sehen?“

„Die Zeit hängt von gewissen Umständen ab; jedenfalls früher, als Ihr jetzt selbst hoffen dürft.“

„Wie sollte das möglich sein? Mein Vater ist wohl ungerechter Weise, aber doch gesetzmäßig durch den Grafen und durch die Obrigkeit von Gent auf fünf Jahre aus dem Lande Flandern verbannt?“

„Er wird gleichwohl zurückkehren, sag' ich Euch!“

„Und kommt mein lieber Großvater Segher denn nicht wieder?“ fragte Beerle betrübt. „Gott, was muß er von der Kälte leiden in den gräßlichen Kerkern von Rupelmondestein!“

„Ich hoffe, daß der alte Marschall die Mannen von Gent noch zum Siege führen soll“, antwortete Artevelde, „aber für jetzt genug über Dinge, die nicht lange geheim bleiben werden. Laßt uns von andern Dingen reden. — Wie ist es gegangen mit der Nonneneinkleidung zu Peteghem? War deiner Nichte Amelberga wohl zu Muth, als sie so der Welt für immer Lebewohl sagen mußte?“

„Es war so schön und so prächtig!“ antwortete das Mädchen, „aber Amelberga hat vor dem Altar so bitter geweint, daß man sie unterstützen mußte, als sie eingekleidet werden sollte. Die Abtissin sagte nachher, es sei von der freudigen Rührung hergekommen; und das scheint wohl wahr zu sein, denn ich habe Amelberga später gesehen und sie war ganz vergnügt... aber hört einmal im Kamin... was mag das sein?“

Alle zusammen lauschten aufmerksam auf ein sonderbares

Geräusch, das sich in dem breiten Rauchfang vernehmen ließ. Es war wie das Brausen einer fernen See; Artevelde ward bleich, während er einen ängstlichen Blick auf Ghelnoot warf, und seufzte:

„Gott, am Ende zu spät!“

„Sanct Lieven steh' uns bei!“ kreischte Beerle auf, als sie ihren Vater so erschrocken sah. „Was ist es? Was ist es?“

„Nichts, nichts“, sagte Artevelde, „es ist ein Wagen, der ohne Fuhrmann rollt und der, leider, sich vielleicht zerschmettern wird.“

Raum hatte er dies gesagt, als seine Gattin eilig hineingelaufen kam und rief:

„Schnell, Jacob, schnell: im Gang, bei der Hinterthür, wartet Jemand auf Euch, der Euch augenblicklich sprechen muß. Er sagt, daß Flanderns Glück davon abhängt.“

Artevelde stand auf und eilte nach hinten, wo er den Vorschöppen von der Rathsbank *), Ser Mans van Baernewyk, ganz erschrocken stehen fand.

„Meister Jacob“, sagte dieser in Hast, „keinen Verzug mehr, oder unser Plan mißglückt unfehlbar; der Freitagsmarkt wimmelt von Volk, das die Luft erfüllt mit dem Geschrei: Freiheit und Nahrung! Sie haben ihre Aeltesten aufgesucht, und rufen, daß sie den weisen Mann um Rath fragen wollen. Horcht, man sollte meinen, daß der Lärm sich nähert. Es ist Zeit, hohe Zeit; denn wenn das Volk sich selbst überlassen bleibt, so wird in Gent Blut strömen.“

„Wohlan, laßt uns dem Volk auf dem Freitagsmarkt erklären, was gethan werden muß; dann wird es zufrieden sein.“

„Nein, nein, um Alles in der Welt nicht auf dem Freitagsmarkt; außerhalb des Rechtsbezirks von Gent muß es geschehen. Seht ihr, wenn das Unternehmen mißglückte,

*) Die Obrigkeit von Gent bestand aus dreizehn Schöppen von der Rathsbank und dreizehn Schöppen von der Richterbank. Die ersten waren beauftragt mit der eigentlichen Verwaltung, die zweiten mit der Rechtspflege. Sie versammelten sich gemeinschaftlich in einem allgemeinen Rath. Der erste Schöppe von der Rathsbank war Vorschöppe oder Oberschöppe, und bekleidete das Amt, das jetzt Bürgermeisteramt genannt wird.

würde Gent wieder durch unerträgliche Geldbußen getroffen werden; ich Vorschöppe von der Rathsbank und alle meine Amtsgenossen, wir verlören den Kopf dabei. Es ist unnütz, die Stadt ohne Ursache in solche Gefahr zu bringen."

"Ihr habt Recht; nun laßt mich nur machen, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Aber habt ihr eure Amtsgenossen gesprochen und ihre Gefinnungen erforscht, vor Allem diejenigen, die aus Rücksicht auf ihr Ritterthum zurückweichen möchten vor solch kühner That?"

"Ja, nach dieser Seite steht Alles gut! die große Mehrheit ist für uns; nur vier oder fünf schienen unzufrieden über unsern Plan. Thut, was ihr wollt; wir wünschen nichts, als euch heimlich behülflich zu sein. Nun, ich will mich eilig auf dieser Seite entfernen; denn da sind sie vielleicht schon in der Magdalenenstraße. Auf baldiges Wiedersehen in der Zukunft. Macht doch, daß das Volk sich beruhige, und, ohne Gewaltthaten zu verüben, auseinander gehe."

Während Artevelde mit dem Vorschöppen von Gent sprach, verließ ein großer Haufen Menschen den Freitagsmarkt unter dem donnernden Ruf: Freiheit und Nahrung! der wie die Stimme des Orkans den wogenden Massen vorauselte. Die Walker zogen mit ihren Aeltesten durch die Lange-Münze, die kleinen Innungen durch die Wandel-
fliege und die Weber durch die Königsstraße über den Sandberg. Sie hatten sich so vertheilen müssen, weil eine Straße unmöglich so viel Volks hätte fassen können. Je weiter sie fortschritten, desto schrecklicher erschallte der Ruf: Freiheit und Nahrung! über der Stadt.

Auf ihrem Wege schlug hier oder da ein erschrockener Bürger schnell Thüren und Fenster zu; die Meisten jedoch standen auf ihren Thürschwellen mit weitgeöffneten Augen, betroffen über den Anblick der strömenden Menge. Sie konnten nicht begreifen, was alle die Handwerksleute so ungewaffnet im Sinn haben mochten und frugen Einen und den Andern, wohin sie denn gingen. Die Antwort: „um Rath nach dem weisen Mann“ befriedigte ihre Neugier nicht; auch sah man, sobald die Handwerksleute vorbei waren, die

Nachbarn überall zusammenlaufen und einander ängstlich fragen nach der Ursache des Auslaufs, wie sie es nannten.

Die Ersten, die auf den Calanderberg kamen, waren die Weber, deren Weg der kürzeste gewesen war; aber kaum hatten sie sich vor der Herberge „de Vos“ ausgebreitet, als die Walker, von den kleinen Innungen gefolgt, sich in der Magdalenenstraße zeigten.

Sobald der Calanderberg mit so vielen Menschen bedeckt war, als er fassen konnte, begann man mit verdoppeltem Geschrei nach dem weisen Mann zu rufen; aber ein Trompeter, der bei dem Ältesten der Weber stand, brachte sein Horn an den Mund und sendete einige schallende Töne über den Markt. Auf dieses Zeichen hörte das Geschrei plötzlich auf und die größte Stille herrschte alsbald über den Schaaren. Unterdessen versammelten sich die Ältesten und Geschworenen der Innungen und begaben sich vor das Haus von Jacob van Artevelde.

Einer von ihnen schritt voraus, um die Treppe zu ersteigen und anzuklopfen, doch er hatte nicht Zeit dazu, weil Artevelde in diesem Augenblick die Thür öffnete und zu den Ältesten herabkam. Bei seiner Erscheinung lief ein freudiges Gemurmel durch die Handwerker; kein Einziger sprach jedoch ein lautes Wort. Nur in der Tiefe der angrenzenden Straßen hörte man noch einige einzelne Stimmen „Freiheit und Nahrung“ rufen.

Als Jacob unter die Ältesten getreten war, grüßte er sie freundlich und fragte:

„Freunde, was verlangt ihr von mir?“

„Herr van Artevelde“ antwortete ihm der Schifferälteste, der beauftragt war, die Ansprache zu halten, „gefalle es Euch, uns anzuhören. Wir kommen, Euch um Rath zu fragen; man hat uns gesagt, daß Ihr durch Eure Weisheit und Euer Ansehen Flandern Wohlfahrt und Freiheit zurückgeben könnet. Hier sind wir, bereit, Euch zu folgen und zu gehoramen; sagt uns, was wir thun sollen.“

„Freunde“, sprach Artevelde, „ich bin geborner Genter; das ist genug gesagt, daß mir's an Muth nicht gebrechen würde, unsrer Stadt und dem Lande nützlich zu sein. Ich bin bereit, mein Leben und mein Vermögen aufzuopfern,

um demjenigen zu helfen, welcher sich an die Spitze der Genter stellen wollte, um Flandern von der Hungersnoth zu erlösen und aus der Erniedrigung zu retten."

"Niemand ist geeigneter als der weise Mann von Gent, solch ein mühevollcs Werk zu unternehmen", sagte der Schifferälteste, während seine Collegen durch Worte und Gebärden ihre volle Zustimmung bezeugten.

Artevelde sah einen Augenblick zur Erde; dann hob er den Kopf wieder in die Höhe und sagte:

"Wollt ihr mir getreue Freunde und Genossen sein in allen Dingen, und mich nicht verlassen am Tage der Gefahr?"

"Im Namen von Allen, die hier zur Stelle stehen", antwortete der Schifferälteste, "geloben wir ehrlich, Euch in Allem zu unterstützen und Leib und Habe daran zu wagen. Wo Ihr es befehlt, werden wir unser Blut vergießen für unser Vaterland, und Euer weiser Rath soll unser einziges Gesetz sein. Darauf geb' ich Euch die Hand!"

Alle die Aeltesten legten nach der Reihe ihre Hand in die Artevelde's, wie einen Eidschwur unverbrüchlicher Bruderstreue.

"Wohlan", versetzte Jacob, "es ist gesagt! Es soll Nahrung und Freiheit in Flandern sein. Beruft alle Eure Gesellen, und alle Bürger von Gent auf die Ebene von Byloke auf übermorgen um drei Uhr Nachmittags. Da wollen wir öffentlich berathen, was gethan werden muß, und ich werde da erklären, wie Flandern sich erheben kann aus seinem Elend und aus seiner Erniedrigung, — vielleicht ohne daß ein einziger Tropfen Bluts vergossen werde. Geht nun zu Euren Gesellen und gebietet ihnen Frieden und Ruhe. Wosern nur eine einzige Gewaltthat verübt würde, so reichte das hin, um Alles zu verderben. Das Glück oder das Unheil des Vaterlands ist so in Euren Händen, Freunde; um der Freiheit willen, vergeßt es nicht!"

Die Aeltesten gaben ihm die Versicherung, daß Alles still bleiben würde bis übermorgen und grüßten ihn mit frohen Dankbezeugungen, bis er in seiner Thür verschwun-

den war, dann ging jeder zu den Leuten seiner Innung und theilte da das Versprechen und den Rath Artevelde's mit, ausdrücklich gebietend, daß man sich still und ruhig halten sollte bis zum Tage der allgemeinen Zusammenkunft.

Die Handwerker empfingen die Botschaft mit großer Freude und sprachen mit einander lebhaft darüber; gleichwohl stieg kein einziger Schrei aus ihrer Mitte empor; wenige Zeit danach sah man die Handwerker auf Anrathen der Ältesten, auf allen Straßen fröhlich, aber friedlich, nach ihren Quartieren zurückkehren.

II.

Der festgesetzte Tag für die Zusammenkunft war gekommen. Eine Stunde vor der bestimmten Zeit sah man bereits aus allen Quartieren der Stadt die Bürger von Gent sich in Menge nach der Seite der Leye begeben, um von da die nach dem Versammlungsplatz führende Straße zu verfolgen. Um sich eine Vorstellung von dem großen Zufluß des Volks bilden zu können, mußte man bei einem ober dem andern Thore stehen. So konnte das Thor unter dem Rothen Thurm eine halbe Stunde lang die Menge nicht fassen, welche die St. Vaefsvorstadt verließ, um auf der Byloke zu erscheinen. Dasselbe geschah am Wallthor, durch welches ein Theil der Einwohner von St. Peter herabkam, während der andere Theil durch das Kesselthor zog.

Zu dieser Zeit verließ Ser Jan van Steenbede, Schöppe von der Rathsbank, seinen „Stein“ in der Oberscheldestraße. Er verfolgte seinen Weg bis an die Predigerbrücke, wo er einem Schöppe von der Justizbank begegnete.

„Seid gegrüßt, Herr Boetaerde“, sagte er, neben seinen Collegen tretend, „geht Ihr auch, um zu sehen, was man dort ausrichten will?“

„Nun ja, Ser van Steenbede“, antwortete der Andere; „Gott weiß es, aber da kann großes Heil für die Gemeinde daraus hervorgehen; und jedenfalls muß man es sehen und hören, um darüber urtheilen zu können.“

„Ach, Ihr glaubt, daß die Gemeinde durch Aufruhr und Volkssturm zu retten ist?“

„Mit mehr Recht könnte ich Euch fragen, warum Ihr

von Aufruhr spricht, da kein Gedanke daran ist. Befehl all dies Volk: da geht es lachend und fröhlich, ohne Waffnen; es gibt sogar einige, die Frauen und Kinder mitnehmen. Ich habe mich selbst bereits mit Verwunderung gefragt, ob wir vielleicht nicht alle zusammen nach St. Lievens Umgang gehen."

"Das ist Alles nichts, Herr Zoetaerde, das Volk trägt nicht selten ein Schaffell, aber der Löwe steckt darunter, — und wenn der Löwe sein Schaffell abwirft, dann heißt er Freund und Feind und zerreißt selbst sein eigenes Eingeweide."

"Eure Vergleichung, Ser van Steenbecke, ist wirklich artig", sagte Zoetaerde lachend, "das Volk wäre wohl unglücklich, wenn es immer das Schaffell tragen müßte; man würde ihm keine Zeit lassen, viel Wolle auf den Leib zu kriegen."

"Sagt, was Ihr wollt, Herr Zoetaerde, es ist äußerst unvorsichtig, die Menge zusammenzurufen, um mit ihr über ihre eigenen Angelegenheiten zu berathschlagen. Sie versteht nichts davon und kennt nur eine Sprache — Gewalt!"

"Diesmal jedoch werdet Ihr Euch täuschen, glaub' ich. Der weise Mann wird dafür sorgen."

"Ich verstehe; er wird die Bundesgenossenschaft mit England vorschlagen gegen den Willen unsers rechtmäßigen Fürsten. Und Ihr glaubt, daß der König von Frankreich es leiden wird?"

"Nun wohl, wenn er es nicht leiden will, so mag er es nur verschmerzen. Er braucht sich um unsere Sachen nicht zu bemühen; er hat überhaupt nichts damit zu thun. Jeder in seinem Lande!"

"Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, Herr Zoetaerde; hier ist es leicht, von dem Könige von Frankreich und von dem Grafen leichtsinnig zu sprechen; aber wenn einmal ein französisches Heer von sechszigtausend Mann in Flandern einrückt, was werdet Ihr dann thun?"

"Nun; was hat man zu Kortryk gethan in der Schlacht der goldenen Sporen? Da waren wohl noch mehr. — Nicht, daß ich kriegerisch wäre, bei Leibe nicht. Wenn meine Arbeit verrichtet ist, siße ich gern bei einem guten

Feuer am Ramine und plaudere; aber das schadet nichts; ich bin schon sechszig, Ser van Steenbecke, sechszig seit St. Nievensabend — und doch würde ich meinen Goedendag *) noch ergreifen, um mit unsern jungen Gesellen dem Feind entgegen zu gehen."

Ser van Steenbecke lächelte halb spottend und sagte:

"Das würde wenig helfen. Frankreich ist gegenwärtig mächtig genug, um Flandern mit einem Male zu zerschmettern."

"Möglich", antwortete Zoetaerde, "es ist indeß Etwas, das man erst sehen müßte. Aber antwortet mir einmal, Ser van Steenbecke. Wenn man Euch sagte: Ihr müßt sterben und Ihr selbst überzeugt wäret, daß Ihr dem Tod nicht zu entfliehen vermöchtet; — wenn man Euch dann die Wahl ließe, dem Hunger in gräßlichen Krämpfen zu erliegen oder auf dem Schlachtfeld mit den Waffen in der Hand zu fallen, was würdet Ihr wählen?"

Diese Frage verblüffte Ser van Steenbecke sichtbar; er wußte nicht, was er darauf antworten sollte, denn er nahm die Gelegenheit wahr, sich von seinem Collegem etwas zu entfernen, da sie in diesem Augenblick in das Gedränge des Volks geriethen.

Als sie bei der Urtheilsbrücke vorbei waren, versetzte van Steenbecke, als ob er die an ihn gerichtete Frage vergessen hätte:

"Wer sagt Euch, daß Herr Jacob van Artevelde, den Ihr, Gott weiß warum, den weisen Mann genannt habt, nicht aus Herrschsucht handelt und das Volk gegen seinen rechtmäßigen Fürsten aufhebt, um selbst einige Zeit lang die Herrschaft in die Hände zu bekommen? Ich sage: einige Zeit lang; denn das Volk zerschmettert gewöhnlich seine Abgötter, sobald es dieselben so hoch erhoben hat, als es reichen kann."

"Es ist eine traurige Wahrheit in dem, was Ihr da sagt, Ser van Steenbecke; aber von zwei Uebeln das

*) Goedendag war eine besondere Waffe der Vlamingen, die in einer schweren keulenförmigen Lanze mit eiserner Spitze bestand. Man nannte sie Gutentag, weil man den Feind damit auf eine schreckliche Weise zu begrüßen wußte.

Kleinste! Laßt uns erst Flandern von der Hungersnoth erlösen. Ihr könnt mir sagen, daß nicht bloß ein Mann, — ein Abgott des Volks, wie Ihr ihn nennt — das Leben dabei verlieren soll, sondern daß selbst dreißigtausend Menschen durch dieses Unternehmen aus der Welt geschafft werden würden. Nun wohl, lieber dreißigtausend Mann verloren, als das ganze Blämische Volk durch Hungersnoth in's Grab steigen oder als eine für immer verkümmerte Nation hinwelfen sehen."

"Ach, Ihr glaubt, daß er Euch von Mitteln reden wird, um die Hungersnoth zu vertreiben? Nein, er wird gegen unsern Fürsten ausfallen und die Leute gegen ihn aufbringen; er wird viel von Freiheit sprechen, denn Freiheit ist der Honigseim, womit man das arme Volk fängt wie leichtsinnige Fliegen."

"Nun, wir werden es hören. Was mich betrifft, ich habe Erfahrung genug, um zu wissen, daß die Freiheit sicher eine schöne Sache ist, für Leute, die gegessen haben; aber in diesem Augenblicke ist Nahrung und Arbeit nöthig. Wo das Volk im Schweiße seines Angesichts ein gemächliches Dasein findet, da läßt die Freiheit nicht lange auf sich warten. Wenn der weise Mann uns mit Worten allein abspeisen wollte, dann würde ich, Peter Zoetaerde, Goldschmiedmeister und Schöppe von der Richterbank der Stadt Gent auch wohl unter den Lindenbaum treten, und beweisen, daß Freiheit allein den Bauch nicht füllt. . . . Aber seht, die Byloke ist gestopft voll; man kann gar nicht herankommen. Kommt, man wird uns wohl einen Durchgang gewähren."

Die Byloke, wohin Artevelde die Volksversammlung berufen hatte, war eine sehr große viereckige Fläche, ringsum mit Mauern eingeschlossen. An der Ostseite erhob sich die Abtei Byloke mit ihrer schönen und prächtig gebauten Kapelle; daneben war das Hospital der Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben, worin ein Theil der Stadtfranken versorgt wurde. Mitten auf dem Platze stand ein hoher Lindenbaum, und an dessen Fuß war eine Erberhöhung aufgeworfen, und mit Brettern abgeschlagen.

Ein eigenthümliches Schauspiel entfaltete sich auf die-

fer ausgedehnten Ebene; sie war dergestalt mit Menschen bedeckt, daß man mit Mühe hie und da, zwischen dem Gedränge, den Erdboden sehen konnte. Gleichwohl nahm man unter der Menge keine Verwirrung wahr. An der Abtei stand ein zahlreicher Haufen Bürger mit langen Röcken von Sammet oder feinem Genter Tuch, worin schwarz und dunkelblau die herrschenden Farben waren. Darüber, um die Hüften, hatten sie einen Gürtel mit der Tasche von Corduanleder und dem Dolch. Einige trugen auch Mäntel, die nach der einen Seite zu ganz offen standen. Hier stand der weise Mann, umringt von der Mehrheit der Schöppen von Gent und von den Kaufleuten und vornehmen Bürgern. Sie waren mit einander in ruhigem Gespräch begriffen, indem sie auf die bestimmte Stunde warteten. Weiter davon in der Gasse des Hospitals und längs eines Theils der südlichen Mauer standen die zur Weberei gehörigen Zünfte, an den Mauern des St. Agnes-Hauses hatten sich die Walker ausgebreitet, während der übrige Theil der Fläche von den Genossen der zweiundfünfzig kleinen Zünnungen eingenommen war. Sie hatten sich jedoch nicht so sehr abgesondert, daß die Grenzen zwischen den Handwerkern der verschiedenen Zünnungen und zwischen ihnen und den vornehmen Bürgern sichtbar abgezeichnet waren; im Gegentheil, es fand eine fortwährende Bewegung statt, die die ganze Menge zu einem gleichartigen Haufen zu machen schien, obschon jedes Handwerk seinen Mittelpunkt an einer festen und erkennbaren Stelle gewählt hatte. Niemand hatte dazu Rath oder Befehl gegeben; aber die Handwerker waren so sehr gewohnt, sich mit ihren Zünnungs-genossen überall zu vereinigen, daß sie selbst bei voller Freiheit es nicht lassen konnten.

Eine Anzahl Frauen und Kinder hatten sich auch erkühnt, aus Neugier dieser Versammlung beizuwohnen; sie saßen oder standen in den Gassen an den vorspringenden Pfeilern der Mauern, deren Backen beinahe ganz mit Knaben verschiedenen Alters besetzt waren.

Die Kleidung aller derer, die durch's Handwerk ihr Brod verdienen mußten, war fast die nämliche. Ein kurzer Koller oder geschlossenes Oberkleid reichte ihnen nur bis

über die Kniee; der Gürtelriemen war von rohem, braungelbem Leder ohne Tasche, doch bei Vielen mit dem Messer und noch bei Mehreren mit Handwerksgeräthen, als Keilen, Hämmern, Handbeilen oder Haken versehen. Sie trugen, gleich allen andern Bürgern, ein Regentuch oder eine Kappe von Tuch auf dem Kopf und tuchene Strümpfe, welche von den Schuhen bis zu den Lenden hinaufgingen. Die Leute von Alderghem, von Boerhem und von andern Parochien außerhalb des Schöppenbezirks konnte man erkennen an den schwarzen und weißen Vierecken, die in ihre Strümpfe bis zur halben Höhe des Beins gewirkt waren. Grün, roth und braun, Alles in grellen Tönen, waren die Farben, welche man in der Männerkleidung am meisten wahrnahm. Die Frauen der Handwerker — andere waren jetzt nicht in der Byloke — trugen einen langen Rock von purpurrothem oder blauem Tuche, der ihnen bis auf die Füße reichte, eine Schürze von grobem Sacktuch (Canevas) und ein Regentuch von reiner weißer Leinwand verschiedenartig um den Kopf gefaltet.

Es schlug drei Uhr auf dem Thurm der Abtei. Artevelde gedachte sich dem Lindenbaum zu nähern und auf die Erderhöhung zu steigen, um zum Volke zu sprechen, als plötzlich beim Eingang der Byloke eine größere Bewegung unter der Menge merkbar wurde und von dort ein verworrenes Getöse von Stimmen sich hören ließ. Es war der Oberälteste der Zünfte, Geeraert Denys, der mit seinem Sohn Lieven auf den Platz trat, und von den Zunftgenossen mit Freuden begrüßt wurde.

Daß dieser Bürger, der für sein allzu freimüthiges Reden des Landes verwiesen war, jetzt zurückzukehren wagte, und selbst unter den Augen der Schöppen von Gent sich in der Byloke zeigte, schien bereits ein Zeichen von Volksmacht und Erlösung. Obwohl Geeraert Denys vorher nicht sehr beliebt war, ja sich durch seinen barschen Hochmuth den Haß vieler zugezogen hatte, so gaben ihm doch die Umstände ein gewisses Ansehn in den Augen der Menge und sie jauchzte wie über einen Sieg bei seinem Anblicke.

Was für Leidenschaften und Gefühle in dem Herzen

von Geeraert Denys wohnten, konnte man auf seinem Gesicht lesen. Seine Stirn war hoch, aber schmal, gleichwohl groß genug, um, wo nicht Seelengröße und Weisheit, so doch Ueberlegung und Bosheit in sich zu schließen; seine kleinen schwarzen Augen, die fast immer halb geschlossen waren, um den glühenden, aber listigen Rabenblick zu verbergen, sprachen von Falschheit und Selbstsucht, während seine schmalen, fast stets durch ein gewisses bitteres Lächeln verzogenen Lippen Haß und Hochmuth errathen ließen. Uebrigens war er von mittler Größe, stolz von Haltung und gekünstelt in Worten und Gebärden.

Anstatt zu dem Orte zu gehen, wo Artevelde mit den vornehmsten Bürgern sich befand, drängte sich Geeraert überall durch die Schaaren der Handwerksgefelln, Jedem die Hand schüttelnd und Jedem insbesondere etwas Unangenehmes sagend. Diejenigen, welche ihn kannten und sich seines frühern Hochmuths erinnerten, verwunderten sich über so viele Höflichkeit von Seiten des Oberältesten. Ja, etliche sagten spottend, daß die Verbannung ihm gut gethan hätte.

Als er den Webern nahte, entstand ein neues Gejauchze. Man grüßte den Ältesten mit lautem Rufen von allen Seiten, und empfing mit Freuden seinen Händedruck. Nachdem Geeraert Denys alle diese Beweise von Volksgunst mit einer gewissen Aufgeblasenheit eingesammelt hatte, ging er zu Artevelde wie Jemand, der sagen will: ihr könnt nun anfangen.

Artevelde's Gruß war freundlich aber kurz. Er hatte den Oberältesten bereits zu Mittag gesprochen. Nun begnügte er sich damit, ihm lächelnd einige Worte zu sagen, und ging sogleich zum Lindenbaum.

Als das Genter Volk Jacob van Artevelde in die Höhe steigen sah und sein Ehrfurcht gebietender Blick die Fläche zu messen schien, stieg ein langer Ruf: „Heil, Heil dem weisen Manne!“ zum Himmel auf, und es dauerte lange, ehe die entzückte Menge in ihrem Zujauchzen nachließ.

Wer in diesem Augenblick das Gesicht Geeraert's Denys beobachtet hätte, würde ein herbes Lächeln darauf bemerkt haben. Der Oberälteste kämpfte in seinem Innern mit Haß und Mißgunst, und um den Kampf zu verbergen

lächelte er; wenigstens glaubte er, daß er lachte, — während auf seinem Gesicht nichts zu lesen stand als Bitterkeit.

Sobald volle Stille auf dem Plage herrschte, erhob Artevelde seine klare, mächtige Stimme, und sprach:

„Freunde und Gesellen!

„Viele unter Euch denken, daß wir hier allein versammelt sind, um Mittel zu suchen gegen die Hungersnoth, die unserm unglücklichen Vaterland seine letzten Kräfte zu rauben droht. Allerdings ist dies das erste Ziel, das wir erreichen müssen; doch ich bitte Euch, Freunde, faßt einen größern Gedanken von dem Riesenwerk, das wir jetzt unternehmen: Flandern muß nicht allein Nahrung haben, sondern zu gleicher Zeit Macht und Freiheit, um seine Arbeit und seine Rechte gegen Willkür vertheidigen zu können.

„Um Euch die Kraft der Mittel begreiflich zu machen, welche ich vorschlagen werde, um Flandern seine frühere Größe und Berühmtheit zurückzugeben, ist es nöthig, daß ich die Ursachen unsrer Erniedrigung mit Euch untersuche. Leih mir alle Eure Aufmerksamkeit, Gefährten.“

Tiefe Stille herrschte unter der unzählbaren Menge. Alle richteten ihre Augen bewegungslos auf den Sprecher; die kräftige Fülle und melodische Biegsamkeit seiner Stimme hatten bereits eine Art Zauberkraft auf die Zuhörer ausgeübt.

Artevelde fuhr fort:

„Unsere Vorfahren besaßen große und zahlreiche Freiheiten; sie hatten sie mit Blut und Geld erkaufte, oder von guten Fürsten zur Belohnung ihrer Treue und Anhänglichkeit erhalten. Die Volksindustrie ist ein Kind der Freiheit; sie ist ein Kind, welches stirbt, wenn seine Mutter es verläßt. Somit, wenn alle Nahrung in Flandern hinschwindet und zu nichts wird, wenn Tausende von Flamingen den gräßlichen Hungertod sterben, so geschieht das, meiner Ansicht nach, nicht aus Mangel an englischer Wolle, sondern weil in Flandern die Freiheit ihr Kind verlassen hat, weil das Volk die Macht nicht mehr hat, seine Arbeit zu vertheidigen und zu beschirmen.

„Erinnert Euch, wie es vor Zeiten war: jede Blämische Gemeinde hatte ihr geschriebenes Recht, worin ihre Pflichten gegen den Fürsten, und die Pflicht des Fürsten gegen die Bürger klar und ehrlich ausgedrückt standen. Graf und Volk, jeder nahm unter dem blauen Himmel Gott zum Zeugen, daß man dies Recht niemals verlegen werde. Jetzt jedoch ist das Recht der Gemeinden eine Lüge geworden, während im Gegentheil das Recht des Fürsten sich verstärkt hat mit allen den uns entriffenen Freiheiten.

„Wie kommt es, daß wir, Nachkommen derjenigen, die im Abendlande die ersten Verkündiger der Freiheit waren, uns so feigherzig in neue Fesseln haben schlagen lassen? — Ist vielleicht das Blämische Blut in unsern Adern entartet? Sollten wir ein gesunkenes Volk sein, das der Freiheit unwürdig geworden? Nein, nein, Freunde: die Söhne des alten Flanderns sind noch keine Bastarde. Sie sind die Opfer einer teuflischen Verschwörung, die ich vor Euren Augen aufdecken will; — aber heute, ich hoffe es, Brüder, heute werden sie aufstehen, ihre Ketten brechen, den Genter Löwen, das Zeichen ihrer Erlösung, begrüßen, und mit dem einzigen Worte: wir wollen! das Gebäude in Trümmer stürzen, worunter die Tyrannei unsere Freiheiten begraben zu haben glaubte . . .“

Artevelde hatte diese letzten Worte mit sichtbarer Begeisterung gesprochen; nun wurde er plötzlich unterbrochen durch ein schallendes Gejauchz von: Vlaenderen den Leeuw! Freiheit und Nahrung! das aus allen Ecken der Byloke donnernd gen Himmel stieg.

Als bald ward es wieder still und Artevelde fuhr in seiner Rede fort:

„Wer hat uns dieser Freiheiten beraubt und durch welche Mittel hat man in uns die eifersüchtige Wachsamkeit ermattet? Ach, dies ist ein jahrhundertelanger Betrug, eine feige Schleicherei von dreihundert Jahren. — Der französische Hof hat die Blämischen Gemeinden mit Schreck entstehen sehen, weil er fürchtete, daß wir den andern Völkern das Streben nach Freiheit mittheilen würden; später hat er uns dazu noch um unsern Reichthum und unsern Wohlstand beneidet. Er hat eine Zeit lang

geglaubt, daß seine Macht uns verderben könne; aber er lernte zu seiner Schande, was ein Bürger vermag, der sein Vaterland, sein Gut und seine Freiheit vertheidigt. So lange unsre Fürsten uns kannten, uns zugehörten gleichwie wir ihnen, so lange die Blämischen Grafen unabhängig blieben von fremdem Einfluß und fremder Verblendung, war Flandern unüberwindlich; nichts konnte uns zurückhalten auf der Bahn des Wohlstands und der freien Entwicklung, die wir uns eröffnet hatten. Aber, wo Macht und Muth der Tyrannei gebricht, da gebraucht sie Verrath und Falschheit. So ging es hier auch. Frankreichs Könige haben mit teuflischer Berechnung und weder Gewalt noch Bestechung sparend, die Kinder unsrer Grafen nach Paris kommen lassen; sie haben sie nach ihrem Willen in Unkenntniß der Blämischen Sprache und Sitte erzogen; sie haben das Blämische Blut in ihren Adern gefälscht und sie zu französischen Höflingen gemacht, bereit mitzuwirken zu Frankreichs Größe, selbst auf Kosten des Glücks der Unterthanen, die Gott ihrem Schutze anvertraut hatte. Wie leicht war es doch, uns unsre Freiheiten zu entringen, da man es im Namen von Fürsten that, die wir ehrten um ihrer Vorfahren willen . . . ! Aber dies ging nicht schnell genug; die Wunden der Gemeinden schlossen sich zu bald wieder, weil zu viel Lebenskraft im Körper war. Fürsten und Volk waren noch, wo nicht durch das Gefühl gegenseitiger Liebe, so doch durch gemeinschaftliche Interessen verbunden; dieses Band mußte gebrochen werden, man säete Zwist und Aufruhr, man half abwechselnd dem Volke gegen den Grafen oder dem Grafen gegen das Volk; so kam der Haß und mit dem Haß Zwie- tracht und Schwäche.

„Dann geschah es, daß die Könige von Frankreich unter dem Scheine von Freundschaft unsre Grafen nach Paris lockten und sie dort verrätherisch ergreifen ließen, um sie zum Besiegeln unsrer Sklaverei zu zwingen. Wißt Ihr, Brüder, wo das Grab unsrer Freiheit sein würde, wenn sie sterben könnte? Zu Paris, in den Kerkern des Louvre! Da hat Graf Ferrand die Abtretung von Französisch-Flandern unterzeichnet; da hat Graf Gwyde den schändlichen

Vertrag von Melun bestätigt; da hat Graf Robrecht von Bethune das feige Bündniß der Ungerechtigkeit unterzeichnet; da hat unser jetzige Graf Ludwig die Herrschaft Frankreichs über Flandern anerkannt; da hat er auf's Neue unsre Städte Ryssel, Douay und Orchies an Frankreich abgetreten; da, mit einem Worte, hat er die Vernichtung unsrer Freiheiten beschworen!

„Seit diesem letzten Anschlag hat man nicht allein unsre Vorrechte mit Füßen getreten, man hat uns auch die Kraft entzogen, jemals die Wiedererlangung des väterlichen Erbtheils zu versuchen. In der Schlacht der goldnen Sporen hat Frankreich entdeckt, worin unsre Macht bestand. Die Blämische Bürgerschaft hatte die Französische Ritterschaft zerschmettert. Darum mußten die Gemeinden entwaffnet werden, nicht mit Gewalt, sondern mit List. Dies geschah also. Wir wurden wehrlos zu den Füßen des Königs von Frankreich niedergeworfen; sie konnten mit uns nach ihrem Willen thun und sie ernteten nun die Früchte von hundert und vierzigjähriger Verführung unsrer Fürsten und von verabscheuungswürdigem Meineid.

„Wir mußten sehr bald erfahren, daß selbst die wenigen Scheinfreiheiten, die man uns gelassen hatte, nichts weiter als Lügen waren. Der König von England begann dem Philipp von Valois das Erbrecht der Französischen Krone streitig zu machen; wir hatten nichts mit diesem Zwist zu thun; und doch hat der König von Frankreich unsern Grafen gezwungen, die englischen Kaufleute gegen Gesetz und Recht in Flandern anhalten zu lassen, um sie nach Frankreich in's Gefängniß zu führen. Leider ist Flandern das unschuldige Schlachtopfer dieser Gewaltthat geworden; König Eduard hat als Gegenrache die Ausfuhr der englischen Wolle nach Flandern verboten; er hat unsre Küsten mit gewaffneten Schiffen besetzt, er hat sein Land für unser Tuch verschlossen, die Wollenmagazine nach Holland verlegt und die umliegenden Völker ermuntert, uns, wosfern das möglich ist, unsre Industrie zu entziehen. Ein Jahr ist vergangen, seitdem dieser Schlag uns getroffen hat, und siehe! in Flandern herrscht die schrecklichste Hungersnoth.

„Was that unser Graf, durch dessen Schuld dieses Unheil über Flandern gekommen ist? Auf Anrathen Frankreichs berief er eine Tagfahrt der Gemeinden nach Brügge; man suchte scheinbar nach Mitteln, um die Blämischen Innungen wieder zum Leben zu bringen. Aber Verrath! Man strebte darnach, unsre Abgesandten zu noch größern Zugeständnissen an Frankreich zu überlisten. Ein einziger Bürger; — ha! es war ein Bürger von Gent! — wagte da seine Stimme zu erheben, um zu beweisen, daß man das gute Verhältniß zwischen Flandern und England herstellen mußte. Er, der das sagte, war ein berühmter Ritter, welcher vierzig Jahre lang seinem Fürsten treu gedient hatte; ja, er war der Busenfreund von Graf Robrecht von Bethune gewesen. Dies konnte ihn aber nicht vor Falschheit und Unrecht schützen; — ein Befehl von Frankreichs Fürsten warf den Marschall von Flandern, den alten grauen Segher de Cortrazyn in den Kerker von Rupelmondestein. Ihr wißt, was Gent gethan hat, um die Befreiung seines ehlen Bürgers zu erlangen. Der Graf wies lange Zeit das Flehen unsrer Gesandten zurück, und endlich, als er durch unsre Bitten, vielleicht durch das Gefühl seiner Ungerechtigkeit ergriffen ward, sagte er, als wäre es eine gnädige Antwort gewesen: „Geht nach Paris und fragt den König, ob er es zuläßt!“ Feigheit! Erniedrigung! Eine Blämische Gemeinde muß zu Paris das Recht ihres Bürgers vertheidigen! Vor dem Fremdling knieend Gerechtigkeit erbitten als eine Gnade! So tief, so tief sind wir gesunken, Freunde und Gefährten; aus solcher Tiefe werden wir uns heute glorreich erheben, wosern noch das Blut unsrer Ahnen in unsern Herzen wallt und wir den Muth haben uns an das zu erinnern, was wir sind: Blamingen und Genter!“

Ein donnerndes Getöse erhob sich bei diesen Worten. Man konnte in diesem verwirrten Schreien und Jauchzen keinen verständlichen Ausruf der Menge unterscheiden: man hörte nur hier und da den Ruf: Vlaenderen den Leeuw! Freiheit und Nahrung! über jedes andere Geräusch emporsteigen.

Geeraert Denys sagte unterdessen mit hochmüthigem Lächeln zu denjenigen, die um ihn standen:

„Das sind wohl schöne Worte; aber es sind doch nur Worte. Wenn man damit Flandern retten will, so wird viel heraus kommen.“

Wenige hatten diesen Spott des Oberältesten gehört, weil Jeder jetzt wieder mit voller Aufmerksamkeit auf Artevelde horchte, der fortfuhr:

„Genossen, ich hab' ausführlich zu Euch über die Ursachen unsrer Erniedrigung gesprochen. Ich hatte einen besondern Grund, dies zu thun. Es gibt in Gent viele, sehr viele Bürger, die denken, daß wir kein Recht haben, gegen den Inhalt von Bündnissen zu handeln, die durch unsre Grafen besiegelt sind . . .“

„Es sind Leliaerds; wir werden sie ermorden!“ rief eine wilde Stimme.

Dieser Ruf machte auf Artevelde sichtbar einen schmerzlichen Eindruck; denn er beugte das Haupt wie betrübt auf die Brust. Gleichwohl sandte er plötzlich wieder seinen ruhigen Blick über den Platz und fuhr fort:

„Woraus auch dies Gefühl entspringen möge, ich ehre es. Man erinnert uns an unsern Eid? Aber sind wir es, Bürger, die unsern Eid gebrochen haben, um des Fürsten Recht zu kränken? Wie kommt es denn, daß wir alle unsre Rechte verloren haben? Nein, nein, jedesmal, wenn in den Kerkern des Louvre ein Vertrag unterzeichnet ward, brachen unsre Grafen, und nicht wir, den feierlich beschwornen Eid. Ach, ich klage unsre unglücklichen Fürsten nicht an, erst im Geblüt verfälscht, darnach durch Gewalt genöthigt, waren sie sowohl als wir die Schlachtopfer der Gewalt und des Verraths.“

„Man spricht von Verträgen, die unsre Grafen in unserm Namen geschlossen haben. Aber diese Verträge haben keine Geltung; sie wurden mit Gewalt im Gefängniß abgedrungen; ihr Bestehen zeugt von Frankreichs schnöder Herrschsucht, nicht von unsrer Pflicht. Ihr, die Ihr unser Recht bezweifelt, meint Ihr denn, daß ein freies und mannhaftes Volk sich zu ewiger Sklaverei verurtheilen lassen muß aus Ehrfurcht vor Verträgen, die besiegelt wurden

zwischen dem Kerkermeister und dem Henker? Dann sagt nur auch, daß ein Mörder, der einem Reisenden das Messer an die Kehle setzt und ihn zwingt, sein Geld herauszugeben, dies Geld mit vollem Rechte besitzt . . .! Und wäre dies Alles noch nicht genügend, um den Furchtsamsten die Ueberzeugung von unserm Rechte zu verschaffen; — es gibt ein Gesetz, dem sich weder Fürsten noch Völker entziehen können; eine Macht, so groß, daß die heidnischen Griechen eine Gottheit daraus gemacht hatten, die alle andern Götter beherrschte: — es ist die Nothwendigkeit! Die Nothwendigkeit, Flandern zu retten, bevor die Hungersnoth eine Wüstenei daraus gemacht hat . . .

„Jetzt, Genossen, habe ich unser Recht dargestellt; ich werde nun zu Euch von den Mitteln reden, es zur Geltung zu bringen. Wahrlich, Ihr werdet Euch über ihre Einfachheit verwundern; aber ich hoffe, daß Ihr zu gleicher Zeit ihre wunderbare Kraft begreifen werdet. Seht hier, wie ich meine, daß Flandern Freiheit und Nahrung haben wird:

„Vor unsrer Erniedrigung bestand die ganze Macht der Gemeinden in unsrer unverbesserlichen Kriegseinrichtung: man wußte in Flandern, daß ein Herz um die Freiheit zu lieben nicht genug ist, sondern daß man auch eine Waffe haben muß, um sie zu vertheidigen. Wohlan, Genossen, morgen früh bringe jeder Bürger von Gent seinen Goedendag, seinen Bogen oder sein Schwert an's Licht der Sonne; er mache wieder Bekanntschaft mit diesen alten Freunden unsrer Väter und setze sie in guten Stand. Die Gemeinde wird ihren armen Bürgern auf ihre Kosten eine Waffe schenken. Jedes Quartier wird, wie ehemals, in Hunderte und Zehner geordnet, unter Hundertmännern und Constablern; über die ganze Heeresmacht der Gemeinde von Gent stellt man vier Hauptleute und einen Oberhauptmann, vom Volke erwählt. So haben wir auf einmal die Macht zurück, worauf unsre Väter sich stützten. Auf den ersten Ruf werden wir wie eine eiserne Mauer zwischen dem Tyrannen und unsern Rechten stehen; man wird im Louvre unsre Knechtschaft nicht mehr unterzeichnen; — nein, nein, nur auf unsern Leichen, im Blut des letz-

ten Blamingen würde die Freiheit erliegen können wenn sie nicht der Vogel Phönix wäre, der stets aus seinem Grabe mit neuen Kräften emporsteigt.

„Als erste That der freien Gemeinde von Gent erklären wir feierlich unter Gottes Himmel, daß wir alle im Louvre unsern Grafen abgedrungenen Verträge verleugnen, als Früchte der Falschheit und des Meineids; wir senden aus Gent den Ruf der Freiheit und Erlösung über ganz Flandern, und — ich sag' es Euch, denn ich weiß es — aus allen Ecken des Landes wird der Schrei: Vlaenderen den Leeuw! Freiheit und Nahrung! Euch antworten als das Zeichen des Erwachens. Brügge und Ypern sind bereit; sie warten nur auf unsern brüderlichen Ruf.

„Ach, Genossen, wenn Flandern sechszigtausend Mann an seine Grenzen wird senden können, dann wird man zweimal zusehen, bevor man dem stolzen Löwen einen Maulkorb zu zeigen wagt!

„Wenn wir einmal so mächtig sind, dann wird es uns zukommen, Forderungen aufzustellen und sie gegen Alle zu verwerthen, welche unsre Rechte verletzt haben. Nicht allein unsre Freiheiten müssen wir zurückhaben, auch Französisch-Flandern muß an das gemeinsame Vaterland zurückkehren; ja, Gefährten, mit Gottes Hülfe werden wir Ryssel, Douay und Orchies losreißen aus den Händen der Fremden. — Soviel für Freiheit und Macht — jetzt reden wir von Arbeit und Nahrung . . .

„Die Könige von Frankreich und England bereiten sich zu einem blutigen Kriege gegeneinander; Flanderns Schwert wird unendlich schwer wiegen in der Waagschale. Selbst entwaffnet und ausgehungert flößt das Blämische Volk noch Furcht ein; Ihr wißt, daß beide Fürsten unerhörte Anstrengungen gemacht haben, um unsre Hülfe zu bewahren oder zu gewinnen. Nun wohl, wir werden Flandern ausrufen als ein freies neutrales Land, dessen Einwohner weder für noch gegen Frankreich, weder für noch gegen England sich erklären.

„Jeder von uns weiß, daß der Graf von Gelderland im Namen des Königs Eduard zwanzigmal erklärt hat,

das auf die Wolle gelegte Verbot sollte sogleich aufgehoben werden, wofern die Blamingen sich verpflichten wollten, nicht im Französischen Heere gegen England zu streiten. Hat man diesen Vorschlag dem schlafenden Flandern gemacht, wie wird man sich beeilen, ihn als Anerbieten des erwachten Flanderns mit Freuden anzunehmen! So wird Arbeit und Brodverdienst in Uebersuß sein; denn, während die andern Völker sich in einem langen Kriege erschöpfen, werden wir friedlich und sicher an der Entwicklung unsrer Industrie arbeiten. Folglich, wollen wir mächtig sein und Wohlstand genießen, so müssen wir mit Muth und Ausdauer unsre Neutralität zu Ehren bringen. Wir fordern Niemand heraus, wir greifen Niemand an; aber welches Volk, welcher fremde Fürst den Fuß auf unser freies Gebiet setzt, der sei unser Feind! der fühle, was der Blämische Löwe vermag!

„Das ist, Gefährten, der Rath, um den Ihr mich gefragt habt; wenn Jemand von Euch etwas Besseres für das Heil Flanderns weiß, der sage es!“

Raum war Artevelde von der Linde weg, so stieg der Schrei: Heil! Heil dem weisen Manne! Freiheit und Nahrung! Vlaenderen den Leeuw! mit furchtbarem Gejauchze gen Himmel. Das Freudengeschrei ward zu wiederholten Malen auf's Neue erhoben und dauerte fort, obschon bereits ein anderer Redner unter der Linde stand und mit der Hand um Ruhe bat.

Unterdessen war Artevelde nach seinem ersten Standorte zurückgekehrt und empfing dort nun die Danksaugungen der Schöppen und anderer vornehmer Bürger. Ghelnoot van Lens umschlang seinen Hals und lachte unter hellen Thränen. Lieven Denys hatte Artevelde's Hand ergriffen und stand mit gebeugtem Haupt neben ihm, bebend vor Begeisterung und Bewunderung.

Der Sprecher, der die Tribüne unter der Linde nach Artevelde bestiegen hatte, war Geeraert Denys. Es dauerte ziemlich lange, ehe es so still unter der Menge wurde, daß er sich verständlich machen konnte. Endlich jedoch richtete jeder seinen Blick nach dem wartenden Oberältesten; und er begann mit einer Stimme, die, obschon klar,

doch nichts von jenem Ton hatte, welcher die Herzen rührt. Im Gegentheil gab ihr die Leidenschaft etwas Hartes und nicht selten schlug sie in ein unangenehmes Schreien über.

„Gefährten“ — sagte er — „was man Euch da gesagt hat, kann im Grunde ganz schön sein; aber es hat, meiner Ansicht nach, nur einen Fehler: unter dem Schein von großer Kraft ist es Schwachheit und Furcht. Die Gemeinde Gent, das Land Flandern müssen anders zeigen, daß sie die Volksunterdrückung zu strafen wissen. Was sollen wir z. B. thun, wenn unser Graf zurückkommen will? Sollen wir dann wieder dem Tyrannen schmeicheln und uns von ihm den Maulkorb anlegen lassen? Sollen wir uns wieder krümmen unter der Hand, die uns gegeißelt hat? Laßt uns Flandern mit einem Schlage von seinen Unterdrückern erlösen. Der Graf sei seiner Krone verlustig erklärt; wir werden einen Fürsten wählen, der nach unserem Sinn sei. Und dann gibt es in Gent viele Bürger, die als Feinde des Volks bekannt dastehen, und stets mit dem Grafen und mit Frankreich im Einverständnisse gewesen sind. Dies Unkraut muß ausgerottet werden; es sind Schlangen, die unsere Freiheit bald vergiften würden. Das Volk hat Hunger; wohlan, man confiscire die Güter der Leliaerds und stelle sie zum öffentlichen Verkaufe; den Ertrag davon vertheile man unter das nothleidende Volk; so wird es wenigstens abwarten können, bis die versprochene Wolle nach Gent kommt . . .“

Diese Worte erweckten unter einigen kleinen Zünften und unter den Balkern ein Gejauchz, das sich endlich auch zu den andern Zünften erstreckte.

Durch diesen Beweis von Billigung ermuthigt, erhob Geeraert Denys die Stimme und rief:

„Und ich höre hier nicht sprechen von dem Magistrat von Gent, der sich zum Mitschuldigen unsrer Tyrannen gemacht, um einen Bürger zu bannen, der freimüthig geredet hat. Ich sage es nicht für mich; denn ich bin stolz darauf, daß ich das Opfer meiner Liebe zum Volke werden konnte; aber sollen wir uns führen und gebieten lassen von Männern, die so feigherzig in der Person Eures Oberältesten das Bürgerrecht von Gott verlegt haben? Weg

mit all diesen feigen Memmen! Das Volk muß sich Schöp-pen wählen, die Muth haben und Leib und Gut für die Gemeinde hinzugeben wagen! — Ihr wollt die alte Kriegs-einrichtung wieder einführen? Gut. Aber wollt Ihr, daß nicht alles auf eine unnütze Großprahlerei herauskomme, so erwählt einen Oberhauptmann, der würdig sei, zu be-fehlen, einen Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm, der den Muth besitze, vorwärts zu gehn ohne sich umzusehen. Ach, wenn Ihr leichtsinnig genug wäret, um die Macht in die Hände Solcher zu legen, die ihre Furcht unter dem Namen der Vorsicht verbergen, dann würdet Ihr bald unter Eurer eignen Schwäche erliegen. Nein, nein, das Haupt der Genter Gemeinde muß ein Mann sein, der nicht zurücksieht, wo es Noth thut, sein eigen Blut und das Blut Anderer für des Volkes Freiheit zu vergießen. Das ist der Rath, den ich Euch gebe.“

Das Volk jauchzte schon wieder laut dem abtretenden Redner zu. Wahrscheinlich nicht, weil es seine Gründe ganz guthieß; aber er sprach von Freiheit — und das war ge-nug. Ueberdies war die Menge so aufgereggt, daß sie viel-leicht jedem andern Redner eben so sehr zugejauchzt haben würde. — Man mußte jedoch gestehen, daß es unter den kleinen Innungen von Gent viele Männer gab, die durch lange Leiden erbittert ganz die Rachelust des Oberältesten theilten.

Der Abend begann sichtbar hereinzubrechen; es kam be-reits unter die Zunftgenossen eine gewisse Unruhe, als woll-ten Viele die Byloke verlassen, in der Meinung, daß Alles vorbei sei; aber plötzlich verbreitete sich eine große Stille über die Fläche. — Artevelde stand wieder unter der Linde und sprach:

Freunde, horcht noch einen Augenblick auf mich; die Versammlung kann nicht so auseinander gehen. Ich habe mit Freuden gehört, daß Meister Geeraert Denys im Grunde mit mir übereinstimmt hinsichtlich der Mittel Flandern Frei-heit und Nahrung zu schenken; aber, obschon ich seinem kühnen Muth und seiner innigen Volksliebe alle Achtung zolle, so kann ich doch nach meinem Gefühl und im Interesse des Vaterlands nicht Alles gutheißen, was er Euch gesagt hat.

„Ich nehme als einen ewigen und unwidersprechlichen Grundsatz an, daß der, welcher die Rechte Anderer gewaltsam verletzt, selbst die Freiheit nicht verdient, ja ihr größter Feind ist. Fern sei von mir der Gedanke, dies Gesetz auf meinen muthigen Freund, Meister Geeraert Denys, anzuwenden; aber ich habe da eben vorhin — Gott sei Dank! — nur aus einem einzigen Mund — Worte vernommen, die mich vor Angst haben heben machen; ich glaubte ein blutiges Schwert zu sehen, das die Freiheit bedrohte. Wie? der erste Gebrauch, den wir von unsern wiedergewonnenen Kräften machen würden, sollte Tyrannei und Mord sein, als Mittel, um unsre Pläne gewaltsam an die Stelle der Pläne unsrer Mitbürger zu setzen? Wenn unsre Feinde uns rathen wollten, würden sie uns unfehlbar zu solcher Gewaltthat antreiben. Sie würden sagen: vergießt einer des andern Blut, schwächt euch unter einander durch Haß und Zwietracht — und wenn ihr, nach langen Zwisten, nach ermüdenden Bürgerkriegen, erschöpft niedersinken werdet, dann werden wir kommen und euch den Fuß auf die keuchende Brust setzen, und spottend niederschauen auf eine sinnlose Menge, die nicht weiß, daß Eintracht das Bollwerk der Freiheit ist. — Soviel in Bezug auf diesen Irrthum; ich weiß, daß die Genter Gemeinde darüber denken wird, wie es Bürgern geziemt, die überzeugt sind von ihrer Macht und ihrem Recht.“

„Man hat gefragt, was wir thun würden, wenn unser rechtmäßiger Fürst nach Gent käme? — Wofern er kommt als Graf von Flandern und nicht als Frankreichs Feldherr? Wenn er mit uns die freie Neutralität des Vaterlandes vertheidigen will? Nun wohl, dann werden wir ihn mit Ehrfurcht und Freude empfangen; wir werden ihn mit Liebe und Anhänglichkeit umringen; wir werden ihn Blämisch lehren und zum Blaming machen; ihm durch sechszigtausend zu seinem Dienst gewaffnete Unterthanen eine Krone anbieten lassen, die wohl die Krone von Frankreich werth ist, für den, der sie mit Muth zu tragen weiß. Vergesst nicht, Freunde, daß Graf Ludwig gegen den Willen seines Vaters gewalthätig nach Frankreich gebracht wurde und da aufgezogen ist, damit er uns nicht kennen lernen sollte, wie

wir sind. Vergeßt auch nicht, daß das Heldenblut unsrer alten Fürsten durch seine Adern strömt. Will er sich losreißen von Frankreich und Flanderns Graf sein, für Flanderns Ruhm, für Flanderns Größe, so komme er . . ."

Eine Stimme erhob sich hier nicht ferne von Artevelde und rief ihm zu:

"Aber wenn der Graf zurückkommt an der Spitze eines fremden Heeres?"

"Dann werden wir das fremde Heer in unserm freien Grund und Boden begraben!" antwortete Artevelde mit Nachdruck. "Aber auch dann noch werden wir unsern Graf fragen, ob er Blaming sein will! Bildet Euch doch nicht ein, daß die Rechte des Fürsten nothwendig verletzt werden müssen, um das Recht der Gemeinden handhaben zu können. Mit Aufrichtigkeit von beiden Seiten geachtet, sind sie einander nicht feindlich. Achtet auch wohl auf einen Umstand, Freunde: mit dem König von Frankreich allein haben wir zu thun; unser unglücklicher Graf steht zwischen dem Fremdling und uns, damit wir auf ihn unsern ganzen Haß laden und gegen ihn unsre Kräfte verschwenden sollten. Laßt Euch nicht täuschen: Ihr müßt weiter sehen, wer dahinter heimlich handelt und auf wessen Vortheil alle die Anschläge gegen uns berechnet sind."

"Einige denken, daß man die Obrigkeit von Gent erneuern müsse. Warum diesen Schimpf sechs und zwanzig der mächtigsten Bürger von Gent zufügen, die Ihr gestern noch segnetet wegen ihrer edelmüthigen Aufopferung in der schrecklichen Hungersnoth? Warum ungerecht werden gegen die Nachkommen derjenigen, die zuerst in Flandern die Ritterschaft mit der Bürgerschaft verbunden, und dadurch unser Vaterland zum bewunderten Musterbild der freien und gerechten Völker gemacht haben. Solltet Ihr jezt undankbar sein und vergessen, daß sie, die man als unwürdig verbannen will, stets an Eurer Spitze standen, wenn für Freiheit und Volksrecht gestritten werden mußte? Nein, das könnt Ihr nicht."

"Die Schöppen von der Gerichtsbank haben einen Bürger von Gent gebannt. Sie haben es gethan nach den bestehenden Gesetzen. Diese Gesetze waren ungerecht; die Richter

waren es nicht. Uns kommt es zu, diese willkürlichen Gesetze zu verändern, zu verbessern."

"Uebrigens weiß ich nicht, wie jeder unsrer Schöppen denkt über das, was wir vorhaben; aber ich verbürge mich hier für die lautere Freiheitsliebe der größern Mehrheit unsrer Obrigkeit."

"Alle nutzlose Machtäußerung ist schädlich; sie erbittert die Gemüther und bereitet der besten Sache den Fall. Darum, mein Gefühl bebt vor jeder Gewalt zurück . . ."

"Und die Leliaerds, diese feigen Knechte Frankreichs!" rief dieselbe Stimme, die den Redner bereits unterbrochen hatte. "Sollen wir die Gelegenheit jetzt vorbeigehen lassen, um über diesen Verrath Recht zu sprechen?"

Artevelde schien durch diese leidenschaftlichen Fragen nicht sehr betroffen; er wendete nicht einmal seinen Blick nach der Seite hin, von wo sie an ihn gerichtet worden waren, und antwortete mit voller Ruhe darauf, als ob dieselben in seinem eigenen Geiste erhoben wären.

"Und was die Leliaerds betrifft, so sage ich: die Gemeinde hat keine Macht über die Denkweise ihrer Bürger; die Thaten allein, wenn sie dem allgemeinen Interesse feindlich sind, vermag sie zu strafen. Es bestehen Gesetze; sind sie nicht streng genug, wir werden sie strenger machen, und es soll den Schöppen von der Gerichtsbank zustehen, Recht zu sprechen über Anschläge gegen Land und Freiheit wie über jedes andere Verbrechen."

"Versteht mich wohl, Freunde: wosern Ihr meinem Rathe folgt, wird das alte Gent ein Vorbild geben, das die Verwunderung späterer Zeiten erregen muß. Wir werden alle unsere Fesseln brechen, die Freiheit auf einen unbeweglich festen Altar erheben, die Hungersnoth vertreiben und hunderttausend Goedenbag's zum Schutz in unsern Boden pflanzen. Andere Völker, weniger als wir an Freiheit und an Recht gewöhnt, würden, um solch Werk zu vollbringen, Ströme Bluts vergießen und wie losgebrochene Tieger wüthen, bis daß die Freiheit, mißhandelt und beschmutzt, ihnen selbst Abscheu einslößte. Wir im Gegentheil, wir ersticken die Sklaverei durch das einfache Wort: wir wollen! Als unterdrückte Sklaven gehen wir schlafen, als

freie mächtige Bürger stehen wir auf; und um die Riesenarbeit zu vollführen, soll kein einziger Stoß gegeben, kein einziges Schimpfwort gesprochen werden. Auf diese Weise muß auf der Geburtsstätte der Volksmacht und der Freiheit die Erlösung verkündigt werden!"

"Noch ein Wort. Meister Geeraert Denys hat Euch in seiner kräftigen Ansprache gesagt, daß der Oberhauptmann, den Ihr wählen werdet, ein Mann sein muß mit stählernem Gemüth und eisernem Arm; ein Mann, der, wo es Noth thut, sein Blut und das Blut Anderer zu vergießen sich getraue . . . In der That, Genossen, wo es Noth thut, aber sonst nicht. So versteht Meister Denys es sicher auch. Sein Rath ist also ein weiser und guter Rath, dem zu folgen ich Euch bitte: wählt Euch solch einen Mann zum Anführer Eurer Schaaren, Ihr werdet wohl thun. Jedoch acht' ich hier für nöthig, Euch zu erinnern, was Euer Oberhauptmann als Mitglied des Magistrats sein wird. Er sitzt kraft des Rechts mit den Schöppen von der Rathsbank im Rathe; aber täuscht Euch nicht über seine Macht: er ist in Allem, was er thut oder befehlen will, dem Beschlusse derselben Schöppenbank unterworfen; er ist Euer Feldherr, nicht das Haupt der Gemeinde; er muß so gut wie der letzte Bürger den Beschlüssen der Obrigkeit von Gent gehorchen."

"Man hat auch gesagt, daß die armen Gesellen der Innungen noch viel leiden müssen, bevor die versprochene Wolle nach Flandern kommt. Freunde, ich bringe Euch eine gute Nachricht! Eine Anzahl reicher Bürger, von denen hier viele unter Euch gegenwärtig sind, werden morgen ansehnliche Summen in die Gemeindefasse leihweise legen; der Betrag dieser kräftigen Hülfe ist größer, als jemand zu hoffen wagen dürfte. Von morgen früh an sollen die „Finder“ der Zünfte in's Haus eines jeden Handwerkers gehen und ihm geben, was ihm nöthig ist, um mit Frau und Kindern fröhlich auf Arbeit und Brodverdienst zu warten. Morgen früh soll auch eine Gesandtschaft nach Antwerpen zum Grafen von Gelderland gehn und von da nach Dordrecht, um da auf Kosten der Gemeinde von Gent alle Wolle zu kaufen, die dort in den Niederlagen mag

aufgefunden werden. Diese Wölle wird leihweise an die Bürger ausgetheilt werden; man wird sie in bessern Zeiten bezahlen!“

„Und nun, Freunde und Gesellen, seid Ihr bereit, um Eurer Obrigkeit und den Hauptleuten, die Ihr wählen werdet, in aller Gefahr mit Gut und Blut beizustehen? Stimmt Ihr zu in dem, was man zu unsrer Erlösung unternehmen will? Wohlan, thut wie ich! Hebt die Hand zu Gott auf — als Eid der Brudertreue und der Eintracht unter uns!“

Unmöglich wäre es, zu beschreiben, was jetzt im Volke vorging, als Artevelde da, mit gen Himmel erhobener Hand, die Erlösung Flanderns zu beschwören schien. Von seiner Stimme beherrscht hatte die Versammlung mit beklommenem Busen in der Stille zugehört und leise Thränen des Entzündens vergossen; aber nun, als der Redner selbst sie aus ihrer tiefen Bewunderung aufrief, erhoben sich plötzlich die Tausende von Händen und ein wildes Jauchzen stieg über die Menge empor, die wie die Wogen eines stürmischen Meeres durcheinander trieb und drängte. Unaufhörlich erschallte das betäubende Geschrei: „Heil dem weisen Mann! Freiheit und Nahrung! Vlaenderen den Leeuw! Haltet Blämischen Muth!“

Artevelde hatte sich, um sich den Ehrenbezeugungen seiner Mitbürger zu entziehen, in die Abtei Byloke begeben. Da es nun beinahe dunkel war, verließen schnell ganze Haufen Volks den Platz, um über die Urtheilsbrücke in die Stadt zurückzugehen. Man konnte an dem aufsteigenden Ruf „Freiheit und Nahrung“ hören, wie weit die Menge auf ihrem Wege vorgeschritten war und es dauerte gar nicht lange, so fuhr derselbe Ruf wie eine Gewitterwolke über die ganze Stadt.

Unmittelbar, nachdem Artevelde unter dem allgemeinen Zujauchzen die Linde verlassen hatte, war Geeraert Denys durch das Volk gedrungen, und hatte die Byloke verlassen, selbst ohne seinen Sohn Dieven von seinem Fortgehen zu benachrichtigen. Der Oberälteste war also der zurückkehrenden Menge voraus und konnte ohne Aufenthalt forteilen bis an die Fremineurenbrücke, jetzt Recolettenbrücke,

wo er über die Lene ging. Er schritt weiter über den „Router,“ eine Art Weide, durchkreuzt von vielen Fußpfaden. Schnell bog er um die Ecke der Dagstiege und sah alsdann im Halbdunkel die Wallpforte mit ihren schwarzen Mauern und hohen Gebäuden an dem düstern Himmel sich abzeichnen. Die Wallpforte war eins der befestigten Stadthore von Gent; an beiden Ecken längs der Außenseite erhoben sich zwei hohe Thürme, verbunden durch die Mauern eines großen plumpen Gebäudes, worunter die Thoröffnung ausgehöhlt war. Hier bewahrte man die Maschinen oder das Kriegszeug der Stadt, so den großen Bogen von Gent, die Armbrüste, Ballisten und Sturmböcke. Die Stadtribauden (Stadtpolizei) mit ihrem König oder Hauptmann wohnten da, um die Maschinen zu bewachen. Diese Stadtknechte, nur vier und zwanzig an der Zahl, waren die einzigen bezahlten Söldner, welche die Stadt Gent in Friedenszeiten in ihrem Dienst hielt. Wenn das Heer auszog, mußten die Ribauden die Wagen mit dem Proviant und dem Kriegszeug begleiten; aber wenn sie nach Gent zurückgekehrt waren, wurden ihre Pflichten anderer Art: hier mußten sie die schlechten Herbergen beaufsichtigen und ein Auge haben auf Bettler, Landstreicher, Diebe und Mörder; mit einem Worte, auf Alles, was das Bürgerrecht nicht genoß, und aus diesem Grunde unter Ribaudenrecht stand. In Folge ihres Amtes waren die Ribauden vom Morgen bis Abend und oft auch des Nachts in Wirthschaften und Bierhäusern zu finden; man kannte sie als die größten Trinker von Gent, aber daneben auch als die fröhlichsten Gesellen, immer bereit zum Lachen, Singen und Schwelgen. Ihr Hauptmann führte den Ehrentitel König, der in früheren Zeiten wahrscheinlich aus Spott an dieses Amt war geheftet worden, jetzt aber, selbst in Schöppenbriefen und andern Urkunden, anerkannt und gebraucht wurde.

Geeraert Denys schritt unter das Gewölbe der Wallpforte und klopfte da hinterhand an ein Thürchen. Als ein Stadtknecht geöffnet hatte, fragte er:

„Ist Meister Muggelyn, Euer König, hier?“

Auf die bejahende Antwort des Ribauden sagte der Oberälteste:

„Führe mich zu Eurem König, ich muß ihn sprechen.“

Zu gleicher Zeit steckte er ein Geldstück in die Hand des Stadtknechts, der ihn eilig auf einer düstern steinernen Treppe nach oben führte. Hier stieß er eine Thür auf und sprach:

„Tretet dort hinein, Meister; Ihr werdet da den König finden.“

Der Ribaudenkönig saß in der Tiefe des Zimmers bei einer großen eisernen Lampe auf einem schlechten Stuhl und war damit beschäftigt, ein Paar alte Beinkleider zu flicken. Eine tüchtige Kanne stand vor ihm auf einem Tisch, und dabei ein leerer, gläserner Becher.

Dieser sonderbare König trug auf seinem Gesicht die unverkennbaren Spuren eines wüsten Lebens und übermäßiger Schwelgerei. Nase und Wangen waren glänzend roth und mit purpurnen Flecken bedeckt; ein Lächeln, roh und ohne Gefühl, gab ihm einen zurückstoßenden Ausdruck, während die niedere und überhängende Stirn, die seine Augen fast ganz verbarg, eine gemeine und habgierige Schlaueit zu verrathen schien. Uebrigens war er von langer Gestalt und von sehr starkem Gliederbau.

Sobald er den Oberältesten erkannte, rief er, ohne seine Arbeit zu verlassen:

„Sieh da, Meister Geeraert Denys! Was ist denn geschehen, daß Ihr den Ribaudenkönig an seinem Hofe zur Wallpforte besucht? Nehmt einen Stuhl und setzt Euch nieder.“

„Ei nun, Muggelyn,“ sprach der Oberälteste: „es ist geschehen, gleich wie Ihr es mir diesen Mittag gesagt habt.“

„O, ich wußte es wohl. Nicht wahr, man wird Hauptleute wählen?“

„Ja wohl. — Es würde das noch nicht so schlimm sein, aber es gibt einige unverständige Bürger in Gent, die Jacob van Artevelde zum Oberhauptmann wählen wollen. Was denkt Ihr von solcher unbegreiflichen Verkehrtheit?“

„Ach, ach, Meister Denys, es ist mir ganz gleichgültig, wer Oberhauptmann wird, und mich dünkt, daß der weise Mann vielleicht besser als jeder andere diese Stelle ausfüllen würde.“

„Aber, Muggelyn, er ist ein Feigling, der voll Furcht steht und bei der ersten Gefahr zurückweichen wird.“

„So, glaubt Ihr das wirklich?“

„Sicherlich. Er hat da in der Byloke eine Rede gehalten, woraus deutlich hervorgeht, daß er nicht Starkmuth genug besitzt, um an der Spitze einer Gemeinde zu stehen, wie die Gemeinde von Gent ist.“

„Das muß man erst sehen, Meister Denys: und in jedem Fall, was geht das mich an?“

„Wie, Muggelyn, was es Euch angeht? Wenn Ihr überzeugt wäret, daß man die Wohlfahrt und die Freiheit der Gemeinde auf's Spiel setzte; wenn Ihr wüßtet, daß ein herrschsüchtiger Betrüger das Volk verführte, um sich selbst über seine Mitbürger zu erheben, würdet Ihr dann nicht mit Entrüstung aufstehen und arbeiten, um das Vaterland zu retten?“

„Ja, Meister Denys,“ scherzte der Ribaudenkönig, „ich würde doch nicht eher aufstehen, als bis meine Beinkleider wieder genäht sind.“

„Nein, nein,“ versetzte Denys, „Ihr sprecht nicht von Herzen, Muggelyn. Das Vaterland verlangt, daß alle guten Bürger wachen und arbeiten, um einen verderblichen Anschlag zu vereiteln und Ihr werdet auch Eure Mitwirkung zum Vollbringen dieser heiligen Pflicht nicht weigern.“

Der Ribaudenkönig besah den Oberältesten mit halb-spöttischem Lächeln und antwortete:

„Ach, Meister Denys, wie wollt Ihr her kommen und dem armen König Muggelyn von der Freiheit der Stadt Gent vorreden, während er seine Hosen flickt und seit anderthalb Stunden trübselig vor einer ledigen Kanne sitzt. Der Wirth aus dem „Hirsch“ unter dem Belfroot hat wohl noch ein halb Jahr lang von mir zu fordern; ich hab' es bereits versucht, ihn mit Freiheit und Ruhm und Vaterland zu bezahlen; aber der geizige Schelm nimmt die Münze nicht an.“

Der Scherz und die unverschämte Habsucht, womit der Ribaudenkönig seine Worte aufnahm, verursachten Denys einen tiefen Aerger. Er hatte dem Muggelyn mehr Verstand und List zugetraut; jetzt war er ganz bestürzt, da er kein

Mittel sah, diese Unterredung so zu leiten, wie er es gewünscht hatte.

„Also, Muggelyn,“ sprach er, „es ist vergebens, im Namen der Freiheit und des Vaterlands Eure Hülfe zu erbitten? Es scheint, daß diese edlen Worte keinen Einfluß haben auf Euer Gemüth.“

„Von allen Worten, die man spricht, gibt es nur drei, die ich gut begreife,“ antwortete der Ribaudenkönig, „es sind: Geld, Würfel und Wein! Und für das erste will ich die andern auch noch vergessen, denn man kann sie doch immer dafür bekommen... Aber, Meister Denys, warum so viele Umwege gemacht für das, was Ihr mir sagen wollt? Kommt, kommt, spricht es aus: Ihr seid doch nicht an meinen Hof zur Wallpforte gekommen, um mich über solche unbedeutende Dinge zu unterhalten?“

„Nun gut denn,“ sprach der Oberälteste ärgerlich, „Ihr seid kein Genter, Muggelyn, deswegen kann Euch der Ruhm und die Wohlfahrt unserer Stadt nicht sehr tief berühren; mit mir verhält es sich freilich anders. Mein Herz klopft vor Entrüstung, da ich sehe, daß man das Glück meiner Vaterstadt opfern will; und ich bin bereit, weder Geld noch Mühe zu sparen, um die gute Sache zu retten.“

„Ich fange an, zu verstehen,“ sagte Muggelyn lächelnd.

„Und weil Ihr wenig auf schöne Redensarten haltet, würdet Ihr wahrscheinlich Eure Hülfe nicht verweigern, wenn dabei dreißig Pfund zu verdienen wären?“

Bei diesen Worten ließ Muggelyn vor Ueberraschung seine Beinkleider vom Schooße fallen und seine Augen begannen ungemein zu glänzen.

„Ich hab's nicht recht verstanden,“ sagte er.

„Dreißig Pfund,“ wiederholte Denys, „aber unter der Bedingung, daß die Gemeinde gerettet wird.“

„Dreißig Pfund!“ murmelte der Ribaudenkönig.

„Verdoppeltes Jahrgeld und vier und zwanzig Unterthanen mehr,“ fügte der Oberälteste seinem Versprechen zu, während er wirklich schon eine Hand voll Geld auf den Tisch legte.

„Ja, das heißt reden!“ rief der Ribaudenkönig aus, in-

dem er voll Freuden aufstand und die Hand des Denys drückte.

„Es ist zu verwundern, wie mein Verstand sich so auf einmal öffnen kann; nun verstehe ich ganz gut, was Ihr wollt. — Laßt sehen. Man wird Hauptleute wählen, wie ich schon diesen Morgen vorhergesagt habe; der Hauptmann, der in der St. Johannesparochie gewählt wird, ist Oberhauptmann: — so ist es immer gewesen und so wird es auch diesmal sein. — Ihr, Meister Denys, Ihr wohnt im St. Johanneskirchspiel, Ihr seid der reichste Bürger, Oberälteste der Zünfte von Gent, mächtig durch Einfluß, Verwandtschaft und Freunde; Ihr seid bekannt wegen Eurer Vaterlandsliebe, Eure Verbannung zeugt davon. Folglich müßtet Ihr, nach Recht und Vernunft, Oberhauptmann werden; aber zum Unglück wohnt im St. Johanneskirchspiel auch ein Mann, den Ihr nicht leiden könnt, ein Schelm, ein Scheinheiliger, ein herrschsüchtiger Betrüger, ein Volksverführer, ein Verräther, ein Geizhals, der Artevelde heißt, und Gefahr läuft, zum Oberhauptmann erwählt zu werden. Das ist es, nicht wahr, Meister Denys? O, ich begreife die Sache ganz wohl.“

Der Ribaudenkönig lachte selbstgenügsam, gleich Jemand, der von der Falschheit seiner Rede überzeugt ist und zeigen will, daß er sich selbst wenigstens nicht betrügt. Dies Lachen machte die Stirn des Oberältesten schaaamroth; er bezwang sich jedoch und sprach mit erkünsteltem Lächeln:

„Ja, so ist es beinahe.“

„Wann wählt man die Hauptleute?“ fragte der Ribaudenkönig.

„Auf St. Pharailldisabend; nach dem, was die Schöppen sagten, die in der Byloke waren.“

„Also binnen sechs Tagen! Die Zeit ist kurz, Meister Denys.“

„Die Belohnung ist auch um so schöner, Muggelyn.“

„In der That, Ihr seid ein edelmüthiger Mann; und auf solche Bedingungen hin würde ich durch's Feuer laufen, um Euch von Nutzen zu sein; denn seht Ihr, Meister Denys, die Gemeinde gibt mir ein Jahrgeld, das wohl hinreichend sein würde, um mich hier in meinem Hof zur

Wallpforte mit Bohnen und Kohl fett zu machen; aber sie hat vergessen, daß, vom Morgen bis zum Abend die Andern trinken sehen, ein gefährliches Beispiel ist. Darum muß ich selber meine Hosen nähen und vor Durst fast ver-
schmachten bei meiner Arbeit."

"Helft mir die Stadt vor den Plänen eines Herrsch-
süchtigen bewahren, und wenn es uns gelingt, soll es Euch
an nichts fehlen, um allezeit fröhlich sein zu können. Ihr
habt viel Einfluß unter dem Volke, Ihr kennt die Stim-
mung meist aller Zunftgenossen, selbst die Geheimnisse der
Familien . . . Nun wohl, Ihr müßt von dem Allen Ge-
brauch machen, um die Wahl des ehrgeizigen Betrügers zu
hintertreiben."

"Und Euch wählen zu lassen."

"Wenn Artevelde durch seine List mir nicht mein Recht
entwendet, kann es niemand sein, als ich."

"Und Ser van Steenbeker?"

"Laßt den in Frieden, Muggelyn, er ist ein bekannter
Beliard."

"Er hat jedoch viele mächtige Freunde."

"Das schadet hier nicht; von der Seite haben wir jetzt
nichts zu fürchten."

"Gut, aber laßt denn sehen, was würden wir thun
können?"

Ach, es wundert mich, Muggelyn, daß Ihr so fragen
könnt. Ihr müßt stehenden Fußes ausgehen von Wirths-
haus zu Wirthshaus und Euch anstrengen, um die mißge-
leiteten Bürger über ihre wahren Interessen aufzuklären;
Ihr müßt Eure Bekannten auffuchen und Euch aller derer
bedienen, auf die Ihr Einfluß habt . . . Jedem sagen, was
er gerne hört und es dahin bringen, daß alle Bürger über-
zeugt werden, die Wahl des herrschsüchtigen Jacob werde
sowohl für die Gemeinde als für jeden Einzelnen Bürger
insbesondere schädlich sein. Schmeichelt dem Einen in sei-
nen Ansichten, und erschreckt den Andern über seine In-
teressen . . ."

Hier hielt Geeraert Denys ein und betrachtete mit Miß-
trauen und Aerger den Ribaudenkönig, dessen Gesicht den
Ausdruck eines eigenthümlichen Lächelns hatte.

„Ha, Muggelyn!“ rief Denys, „denkt Ihr Euer Geld mit dem Spott zu verdienen, den Ihr mit dem Oberältesten der Zünfte treibt? Oder habe ich mich geirrt und seid Ihr ein lumpiger Großprahler, der sich für mächtig hält und noch nicht Verstand genug hat, um zu begreifen, was man thun muß, um die Augen des Volks zu öffnen?“

„Welche Fliege sticht Euch da so auf einmal, Meister Denys?“ fragte der Ribaukenkönig, ohne außer Fassung zu kommen. „Ich spotten? Nun bei St. Lieven! Ich bewundere Euch im Gegentheil; Ihr seid ein erfahrener Meister in dem Fach, das Volk über seine Interessen aufzuklären! Versteh' ich Euch nicht? Ich muß vor Allem sagen und beweisen, daß Jacob van Artevelde ein herrschsüchtiger Betrüger ist, daß er das Volk aus Eigennutz aufhebt, und daß man dumm und thöricht handeln würde, wenn man sich von so einem Großsprecher verführen ließe.“

„Daß er keinen Muth hat, Muggelyn, und bei der ersten Gefahr die Gemeinde im Stich lassen wird.“

„Daß er in's Geheim mit den Veliards verbunden ist und den kleinen Handwerker noch tiefer drücken wird, als er schon liegt.“

„Ach, Muggelyn, da muß mit Vorsicht zu Werke gegangen werden. Euch, der Ihr Erfahrung genug habt, brauch' ich sicher nicht zu sagen, wie man, um sein Vaterland und die Freiheit zu retten, nicht so einfältig sein darf, zu genau auf die Mittel zu sehen, die man zu einem guten Werk gebraucht.“

„Begriffen, Meister; den Veliards werde ich sagen, daß er den geheimen Plan hat, unsern Graf zu enterben und die Güter der Ritter zu confisciren.“

„Ja, Muggelyn, den Englischgesinnten, daß er dem König Flandern zu überliefern angeboten hat, wosern man ihn zum Marschall von Flandern machen will.“

„Das ist's. Den Französischgesinnten, daß er Flandern an England verkaufen will. Es ist unnütz, Meister Denys, daß Ihr noch länger mit mir darüber sprecht; das Mittel, das wir gebrauchen, ist so alt als die Welt; und man müßte wohl gestern erst geboren sein, wenn man es nicht kennen sollte. Wer das Opfer davon wird, nennt es Verläumdung

und Ehrenräuberei; aber im Grunde ist es nur eine Waffe, deren man sich bedient, wenn der Feind zu groß und zu mächtig ist. Wohl verstanden, nicht wahr, von Euch muß ich alles Gute sagen und beweisen, daß Ihr allein in Gent den nöthigen Muth, Reichthum und Volksliebe besizet, um mit Ehren und zum Segen Oberhauptmann zu sein. Das wird nicht schwer fallen; denn, ohne Euch zu schmeicheln, Meister Denys, es fehlt Euch nichts, um ein würdiger und vor Allem ein schlauer Feldherr zu sein; aber es ist hier nur ein Ding, das mir im Kopfe herumgeht; denkt Ihr, daß man mir und meinen Sendlingen glauben wird, wenn wir solche widersprechende Wahrheiten von dem weisen Mann erzählen werden?"

„Laßt Euch das nicht zurückhalten, Muggelyn. Man glaubt den Worten nicht, aber sie machen die Gedanken unsicher, sie flößen Mißtrauen ins Herz und zerstören auf jeden Fall die Neigung, die man gegen Jemand hegt. — Sechs Tage sind wenig, allerdings; aber für einen Mann wie Ihr, Muggelyn, muß die Zeit zureichend sein, um einen Betrüger zu entlarven und ihn Jedem so zu zeigen, wie er ist.“

„Gut, Meister, ich werde thun, was ich kann. Unter dessen werdet Ihr selbst nicht müßig sein, hoff' ich; Ihr habt so viele Freunde und Bekannte, die Interesse haben an Eurer Erhebung.“

„Bekümmert Euch nicht darum; der Muth und die Thatkraft sind Tugenden, die mir nicht so fremd sind, als dem Ehrgeizigen, den wir bekämpfen wollen. . . . Nun, Muggelyn, legt eilig Euer Regentuch um und verliert keinen Augenblick Zeit. Morgen, bei sinkendem Abend, werde ich wiederkommen, und wenn ich wahrnehmen kann, daß wir Feld gewonnen haben, werde ich Euch neue Ermuthigung bringen.“

„Das ist wohl das Wichtigste, Meister Denys,“ sagte der Ribaudenkönig mit Nachdruck, „man hat so viel Einfluß, als man seine Worte durch gespendeten Wein bekräftigen kann.“

„Also auf Morgen, thut Euer Möglichstes, Muggelyn und gehabt Euch wohl!“

Der Ribaudenkönig leuchtete dem Oberältesten die Treppe

hinunter. Als er in das Zimmer zurückkehrte, murmelte er lächelnd:

„Das ist kein kleiner Heuchler! Aber es thut nichts, und wäre er der Teufel selbst. Es ist eine fette Kuh, die auf meine Weide gekommen ist und bittet, gemolken zu werden. Gut, gut, das ist ein Handwerk, das wir kennen. Dreißig Pfund! Ach, Muggelyn, das wäre ein Leben! Aber, Freund, es ist diesmal nichts für deinen Schnabel. Es würde leichter sein, die Leye leer zu trinken, als den Oberältesten zum Oberhauptmann zu machen, . . . und hält er den Ribaudenkönig für so thöricht, um ganz offen zu wirken und zu lästern gegen Jemand, der binnen sechs Tagen ihm das Handwerk legen kann und ihn wahrscheinlich aus dem Lande jagen lassen würde? Nein, nein, ich will mein Schäfchen auch ohne das in's Trockne bringen, er scheint mir blind genug, um Alles zu glauben, was ich ihm sagen werde. Wir wollen auf jeden Fall einmal gehen und sehen, was das Volk wohl denkt und sagt über diese Sache . . .“

Mit diesen Worten gürtete der Ribaudenkönig sein Schwert um, warf das Regentuch über den Kopf, hüllte sich in einen alten Mantel von braunem Tuche und stieg die Treppe hinab, um sich mitten in das St. Johanneskirchspiel zu begeben.

III.

In der Kirchgasse neben der St. Johanneskirche *) stand ein neugebautes Haus, welches vielleicht unter allen Häusern in Gent am Augenscheinlichsten den Hochmuth kund that, den einige reichgewordene Bürger damals zu zeigen anfangen. Man konnte es keinen „Stein“ nennen, und doch würde ein Fremder es keineswegs als eine bürgerliche Wohnung angesehen haben. Es hatte wirklich ein zwiefaches Aussehen. Obschon aus plumpen Stücken Schiefer aufgeführt und von ansehnlicher Größe, hatte man doch dabei die gewöhnlichen Formen der Häuser von Gent bewahrt; die Fenster waren niedrig nach der Straße zu angebracht, damit die Vorderzimmer zu Läden gebraucht werden konnten, und an dem Giebel fanden sich zahlreiche Verzierungen, die man nicht an den echten „Steinen“ antraf; gleichwohl hatte man an den beiden Ecken des Gebäudes durch hervorragende Maurerarbeit zwei Thürmchen oder Kessel nachgemacht, so wie die ritterlichen Wohnsitze sie zeigten, mit dem Unterschied jedoch, daß sie hier nur wenig aus dem Giebel hervorstanden und nicht von Schießscharten durchbrochen waren.

Unverkennbar mußte dies Haus einem Bürger zugehören,

*) Jetzt St. Baefs genannt und Hauptkirche von Gent; den 17. Mai 941 eingeweiht. Erst nachdem Kaiser Karl V. die alte St. Baefskirche 1540 hatte abbrechen lassen, um das Kastell zu bauen, wurde das Stift von St. Baefs nach der St. Johanneskirche übergesiedelt und man gab ihr diesen andern Namen. In unserm Werk muß man somit stets unter St. Johanneskirche und St. Johanneskirchspiel die jetzige St. Baefskirche und St. Baefsparochie verstehen.

der in seiner Eitelkeit sich eine ritterliche Wohnung hatte wollen herrichten lassen, aber durch eine Art von Schaamgefühl davon zurückgehalten worden war, sich ganz und gar über seinen Stand zu erheben. Darum war dies Haus auch ein Gemisch von adligem und bürgerlichem Baustyl: es gewann dadurch jedenfalls nichts an Schönheit, denn es war überladen mit geschmacklosen Zierrathen, die noch mehr als alles Uebrige bewiesen, daß der Eigenthümer es zum einzigen Ziel gehabt hatte, Andere an Pracht zu übertreffen und so einen ungemeinen Reichtum zu zeigen. Ueber der Eingangsthür prangte das Wappen der Weberzunft: ein runder Schild mit silbernem Löwen zwischen zwei goldnen Webespulen — und darunter in großen Buchstaben die Worte: „Geeraert Denys, Wollenwebermeister.“

Bei diesem sonderbaren Hause erhob sich die schöne St. Johanneskirche mit ihrem stattlichen Thurm; der Kirchhof lag daneben, und aus den Fenstern konnte man auf die Gräber sehen wie auch auf das Weinhaus, wo einige hundert Todtenköpfe in die Kirchwand gemauert waren. Drinnen im Hause empfing man denselben Eindruck wie draußen; die Vorderzimmer waren mit Stücken Tuch von allerlei Farbe und Werth angefüllt; in dem Hinterzimmer strahlte Alles von Reichtum, die Stühle waren bekleidet mit Corbuanleder oder mit Sammet und mit goldnen Nägeln beschlagen; die Tische und der übrige Hausrath hatten an allen ihren Theilen zierlich geschnittenes Bildwerk aufzuweisen.

Wenige Tage nach der Zusammenkunft in der Byloke, an einem späten Nachmittag besand Lieven Denys sich mit seiner Mutter in dem Hinterzimmer ihrer prächtigen Wohnung. Alle Umgebungen dieser Frau stachen wunderbarlich ab von ihrem bürgerlichen Aeußern und ihrer einfachen Kleidung. Obwohl sie hier als Hausfrau gebot, hätte man sie weit eher für eine Dienstmagd ansehen können. Sie saß auf einem jener kostbaren Stühle am Ramin und spann auf einem schnurrenden Rade Flachs, während ihr Sohn daneben an einem Tische mit einigen Rechnungen beschäftigt war.

„Wie gut ist's, Lieven,“ sprach die Mutter, „daß Du im St. Baefsstift in die Magisterschule gegangen bist. Es

gibt wenig geistliche Herren, die so gut schreiben und rechnen können als Du. Und wir können wohl dem Himmel dafür danken, denn wenn Du die Sachen nicht besorgtest, würde Alles gar bald in Verwirrung gerathen. Dein Vater — der hochmüthige Narr — sieht nichts mehr nach."

"Warum sollte er es thun, Mutter?" antwortete Lieven. "Er hat sein ganzes Leben gesorgt und gearbeitet, es ist billig, daß er jetzt etwas ausruhe, und da ich doch dazu fähig bin . . ."

"Hab' ich es je in meinem Leben gesehen!" fuhr die Mutter fort, "da geht er in die Byloke und spricht über Dinge, von denen er so viel versteht als mein unschuldiges Spinnrad. Er hat sein Geld mit saurer Arbeit erworben, es wäre besser, daß er nun das Seine genösse, als solche Dinge zu treiben."

"O Mutter, Du sprichst immer so; aber es ist Dir nicht Ernst, nicht wahr? Es ist doch die Pflicht eines jeden guten Bürgers, der Gemeinde so nützlich zu sein, als er kann. Mein Vater hat jetzt Mittel und Zeit in Ueberfluß. Was kann er also besseres thun, als zur allgemeinen Wohlfahrt mitwirken?"

"Ich weiß wohl, Lieven, daß man bei Dir schlecht ankommt, wenn man von Deinem Vater nicht immer schön spricht. Das macht Dir Ehre, Sohn. Aber ich kenne ihn so lange; ich weiß sehr gut, was in seinem Kopse steckt und was nicht drin steckt! Es wäre besser, Du liehest mir Deine Hülfe, um ihn von seinen Grillen zu heilen; denn sei versichert, nach dem wie er jetzt beschäftigt ist, wird er noch ärgere Verkehrtheiten begehen, als sich aus dem Lande bannen zu lassen."

"Nein, Mutter, Du fürchtest mit Unrecht; Vater ist wohl aufbrausend und übereilt, aber es fehlt ihm auch nicht an Vorsicht und weiser Bedachtsamkeit. — Und brächte er sich gleich einmal in Gefahr, so würde es aus Patriotismus und Freiheitsliebe sein; das ist doch löblich."

"Bah, Bah!" sagte Frau Denys, indem sie mit den Schultern zuckte, "ich weiß nicht, wo Ihr die Worte her holt, um dies alberne Spiel zu bemänteln. Sag' mir einmal, zum Beispiel, warum Dein Vater nun seit sechs Ta-

gen von des Morgens bis Abends auf den Beinen ist, und nach dem Abendessen wie ein verfolgter Dieb zum Hause hinausläuft, um ganze Nächte wegzubleiben? Seine Augen stehen ihm ganz wüst im Kopf; er schläft vor Müdigkeit, wo er zu sitzen kommt. Und Du glaubst, daß er sich nur aus Vaterlandsliebe so abmattet, und seine Gesundheit auf's Spiel setzt?"

"Aber, Mutter, es stehen jetzt große Dinge bevor, das weißt Du wohl. Die ganze Stadt läuft mit derselben Hartnäckigkeit umher; es muß dafür gesorgt werden, daß das Volk sich in seiner Wahl nicht irre und daß die Hauptleute fähige und muthige Bürger sind. — Noch eine Stunde und jeder wird das Resultat der Wahlen kennen. Ei nun, dann wird Alles wieder friedlich und still werden. Es sind Zeiten der Gährung und der Leidenschaften."

"Schön, Lieven!" rief die Mutter verwundert. "Junge, was bist Du doch einfältig! Weißt Du, warum Dein Vater seine Beine abläuft und schon in fünf Nächten kein Auge hat zuthun können? Er bildet sich ein, daß er zum Hauptmann vom St. Johanneskirchspiel gewählt werden wird."

"Zum Oberhauptmann?" fragte Lieven ungläubig.

"Ja, zum Oberhauptmann", antwortete Frau Denys, "aber ich frage Dich nun einmal, ob dies kein thörichter Wahn ist, weil das Niemand anders sein kann als Herr Jacob van Artevelde. Dies hört man ja auch hinlänglich im ganzen Kirchspiel vorher sagen!"

"Was Du da vom Vater sagst, ist unmöglich, Mutter. Nicht als ob er dies Amt nicht so gut wie jeder andere bekleiden würde und kein Recht hätte, solch ein Zeichen des allgemeinen Vertrauens zu erhalten; aber er weiß sicher, daß kein Anderer als der weise Mann dazu wird ernannt werden. Was in der Byloke vorgegangen ist, erlaubt Keinem, daran zu zweifeln. Wohnten wir in einem der vier andern Parochien, so würde ich selber glauben, daß Vater Hauptmann werden würde; — aber Oberhauptmann? Sei versichert, Mutter, er denkt nicht daran."

"Und ich sage Dir, Lieven, daß er danach brennt. Mit Dir spricht er nicht darüber, denn er liebt Dich sehr, und weiß, daß es Dich betrüben würde; vielleicht denkt er, daß

Du die Sachen schon zu tief einzusehen anfängst; mich im Gegentheil sieht er als eine einfältige Gans an, und er sagt mir hier und da schon ein Wort, das mich leicht merken läßt, wo der Schuh ihn drückt. Wenn er nur in seinem aufbrausenden Wesen nicht Dinge sagt oder thut, die Beerle's Vater mit Recht aufbringen können!"

"Ach, nein Mutter," seufzte Lieven traurig, "es wird nicht geschehen."

"Wer weiß, Lieven? Aber bringe er nur die Sachen nach dieser Seite hin durch seinen albernen Leichtsinn in Unordnung und er soll wissen, mit wem er zu thun hat. Ich werde dieser Grillen müde, Kind; es muß ein Ende damit werden. Seitdem wir unsern alten Laden in der Langen-Münze verlassen haben, um gegen meinen Willen in diesem "Stein" zu wohnen, ist unser Haus eine Hölle voll Unzufriedenheit und Verdruß geworden; Dein Vater ist krank, Lieven; er hat das hitzige Fieber im Kopfe, — und wenn ich ihn heilen kann, es sei ihm lieb oder leid, so werd' ich es nicht unterlassen."

Plötzlich stand Lieven von seinem Stuhle auf, um auf eine Stimme zu horchen, welche im Laden zur Dienstmagd sprach; aber ehe er einen Schritt thun konnte, um die Ursache dieses Geräusches kennen zu lernen, erschien im Hinterzimmer eine Person, die keck vorwärts kam, während sie sehr schnell zu sich selbst sagte:

"Ei, es scheint, daß mein Freund Geeraert seine Dienstboten nicht gelehrt hat, was sie einem König schuldig sind! Mich da warten lassen zwischen den stummen Tuchballen! Wäre es noch bei einer Kanne Wein! Ach, da ich einmal von Wein rede, ich glaube, daß der Oberälteste in dieser Stunde schrecklichen Durst haben muß; wenn ihm die Kehle jetzt nicht brennt, kann er wohl sein ganzes Leben ohne Trinken bleiben . . ."

Lieven und seine Mutter besahen mit einer Art ärgerlichen Neugier denjenigen, der so murmelnd die Hand in die Seite gestemmt und taumelnd ihnen nahte.

"Was wollt Ihr von uns?" fragte Lieven in einem Tone, der hinlänglich zeigte, daß der Besuch ihm nicht angenehm war.

„Ahah,“ lachte der Andere, „sollte ich, ohne es zu wissen, mein Ansehen so verändert haben, daß man den fröhlichen Ribaudenkönig nicht mehr kennt?“

„Nun wohl, was wünscht Ihr?“ wiederholte Lieven.

„Irre ich mich nicht, so seid Ihr der Sohn von meinem würdigen Freund Denys,“ sprach der Ribaudenkönig mit seinem beständigen Lachen, „Euer Vater ist also nicht hier?“

„Nein, nein,“ rief die Mutter, „er ist nicht hier; wenn Ihr ihn sprechen wollt, dann könnt Ihr nur binnen ein Paar Stunden wieder anklopfen.“

„Ach, Ihr glaubt, daß ich ihn nöthig habe?“ fuhr der halb trunkene Muggelyn fort. „Er ist es, der mich nöthig hat. Ich nehme hier einen Stuhl, Frau; und während ich hier auf seine Rückkehr warte, möchte ich wohl was trinken, denn ich habe schrecklichen Durst von all dem Laufen und Reden für unsern Freund. Füllt die Kanne nur gut, ich werde Euch wohl zweimal Bescheid thun:

Ich sah' nie so rothen Mund,

Noch sah ich auch so holde Augen,

Als die hat, die mich hat verwund't. *)

„Nun kommt, bringt die Kanne; ich sing' Euch das ganze Lied; es wird die Zeit verkürzen.“

Frau Denys legte ihre beiden Hände in die Hüften und wollte eben den Ribaudenkönig mit einem Haufen Scheltworte zum Hause hinausjagen; aber jetzt sah sie ihren Sohn plötzlich erbleichen und vor Grimm wie ein Rohr beben. Sie bezwang sich und nähete Lieven, um ihn zu besänftigen; aber der Jüngling rief mit verhaltener Wuth zu dem verwunderten Muggelyn:

„Ribaud! Ihr seid hierher gekommen ohne Erlaubniß und Ihr bleibt hier gegen unsern Willen. Wißt Ihr, welche Strafe darauf steht, so die Wohnung eines freien Bürgers von Gent zu verlegen?“

„Ist das der Wein oder wenigstens das Bier, das Ihr mir reichen wollt?“ scherzte Muggelyn.

„Es gibt hier nichts zu spotten,“ fuhr Lieven fort, „ich

*) Anfang eines von Herzog Johann I. von Brabant um 1270 gedichteten Minneliedes.

sag' es Euch nicht zweimal. Entfernt Euch schleunig oder ich hole Zeugen für das, was hier vorgeht. Folglich, Herr Muggelyn, wenn Ihr nicht verlangt, daß die Schöppen von der Gerichtsbank sich mit der Sache bemühen, geht Eures Weges und laßt uns in Frieden."

"Nun gut, behaltet Euren Wein und möge er sich in Essig verwandeln! Aber laßt mich doch etwas ausruhen, mir thuen die Beine weh, junger Mann; das kommt von dem verfluchten Laufen für die Wahl Eures Vaters . . . Au weh! Er sollte mir eigentlich solch einen Stuhl zum Geschenk geben müssen, Euer Vater!"

Der zornige Jüngling konnte sich nicht mehr halten und brauchte Gewalt, um sich aus den Armen seiner Mutter loszureißen:

"Ach, Du gemeiner Stadtknecht!" rief er, "wir werden sehen, ob Du einen Genter Bürger ungestraft in seiner Wohnung beschimpfen darfst. Noch einen Augenblick und ich werfe Dich zur Thüre heraus! . . . Geh fort, sag' ich Dir!"

"Nun bei St. Lieven!" rief der Ribaudenkönig, indem er aufstand, "Ihr seid noch grober als der Wirth aus „dem Hirsch" unter dem Belfroot. Es scheint, daß Ihr keinen Spaß versteht, junger Mann? Nun gut, jeder ist Herr in seinem Haus; Ihr habt nicht nöthig, so große Augen zu machen, um mich daran zu erinnern. Sagt denn nur Eurem würdigen Vater, daß der Ribaudenkönig Muggelyn ihn an seinem Hofe zur Wallpforte erwarten wird, diesen Abend um 7 Uhr. — Ich werde Ihm den Wein wiedergeben, den Ihr mir so freundlich eingeschenkt habt! Seid gegrüßt und bleibt in Frieden!"

Bei diesen letzten Worten war der Ribaudenkönig bereits zur Thür des Zimmers hinaus und betrat mit wankenden Schritten die Straße.

Sobald er fort war, brach Frau Denys in Verwunderungsrufe aus und schalt grimmig auf den ungeschliffenen Stadtknecht. Lieven sagte nichts, und legte den Kopf in die Hände.

Als die Mutter durch eine Fluth von Klagen und Drohungen ihr Herz des Mergers entledigt hatte, sprach sie:

„Nun, Lieven, was sagst Du von diesem Besuch? Ist es nicht ganz ehrenvoll für uns, daß ein Ribaud sich hier den Freund Deines Vaters nennt und aus unserm Haus ein Wirthshaus macht? Als ich zu Dir sagte, daß er durch seinen albernen Hochmuth noch in ärgere Dinge gerathen würde, nicht wahr, da hatte ich wohl Unrecht? Da läuft nun der Oberälteste der Zünfte von Gent mit Ribauden! Man möchte vor Schaam gleich in die Erde sinken!“

„Mutter, es ist nicht wahr, was dieser Trunkenbold gesagt hat!“ rief Lieven, indem er den Kopf erhob, „mein Vater mag den Ribaudenkönig kennen, da ist nichts zu verwundern; aber daß er mit ihm etwas gemein habe, das läugne ich: es ist unmöglich!“

„Gut, ich wünsche, daß Du dich nicht täuschest; aber was bedeutet denn die Aeußerung des Ribauden, daß er bei den Wahlen für Deinen Vater gelaufen ist?“

„Es steht ihm frei, in den Wahlen zu laufen, für wen er will; dazu bedarf er die Erlaubniß meines Vaters nicht.“

„Dann aber, daß er Deinen Vater um sieben Uhr auf der Wallpforte erwarten wird? Dein Vater geht also zuweilen in das schmutzige Ribaudennest. Das ist was schönes, für einen Bürger, der von ehrlichen Eltern abstammt. Aber er komme nur nach Hause, und ich werde ihn durchhecheln, daß es ihm schwindelig werden soll, und müßte auch Alles wieder drunter und drüber gehen; ich werde ihn Oberhauptmann und Ribauden lehren!“

„Bringe Dich nur nicht schon im Voraus auf, Mutter,“ bat Lieven wehmüthig, „wir werden den Vater selbst fragen, und Du wirst hören, daß der ungeschliffene Mugelyn nicht wußte, was er schwatzte. Warum meinen Vater auf ein einziges Wort eines Trunkenbolds im Verdacht haben? Wir werden nicht lange mehr warten; denn die Wahlen müssen jetzt ungefähr abgelaufen sein . . . Horch, da geht die Thür, da ist Vater!“

Die Dienstmagd erschien im Zimmer und sagte:

„Frau, da ist Meister Jan Calevoet, der Älteste der Zwillichweber.“

„Ersuche ihn, herein zu kommen,“ antwortete Frau Denys mit sichtbarem Unbehagen.

Als die Dienstmagd sich entfernt hatte, sagte sie zu ihrem Sohn:

„Dieser Calevoet ist auch einer von denen, die im Zollhaus sitzen mußten: er und Dein Vater sind zwei Narren in einem Rappzaum . . . Er kommt, Deinen Vater aufzuheben.“

Jan Calevoet trat ein mit einer allgemeinen, aber kalten Verbeugung, warf sein Regentuch ab, nahm einen Stuhl und setzte sich an den Kamin, indem er einen Gruß murmelte.

Der Älteste der Zwillichweber war klein von Gestalt und hatte in seinem ganzen Aeußern nichts Aufmerksamkeiterregendes als ungemein kleine Augen, eine platte Stirn und große dünne Ohren, die an seine Schläfe angeklebt zu sein schienen. Man hätte dies Gesicht allein als einen äußerlichen Beweis von Unbedeutendheit und Stumpfsinn ansehen können, wenn nicht seine zusammengekniffenen Lippen, sein scharfer Blick und seine gekünstelte Haltung in ihm ein Gemisch von Einbildung und Dummheit hätten errathen lassen.

Nachdem er sich bequem an's Feuer gesetzt hatte, rief er ärgerlich:

„Ach, Frau Denys, das soll nicht dabei bleiben!“

„Was soll denn nicht dabei bleiben?“ frug die Frau.

„Ich sage Euch, daß es nicht dabei bleiben soll!“ wiederholte der Älteste der Zwillichweber, indem er mit seinem Fuß in die Asche stieß.

„Na, Meister Calevoet,“ sagte Frau Denys, „gegen wen oder was fahrt Ihr so los? Was Ihr da sagt, würde wohl für uns verständlicher sein können, wenn es Euch zu sagen beliebte, in was für einen Dorn Ihr getreten habt.“

„In was für einen Dorn? In einen großen Dorn; aber es soll nicht dabei bleiben, Frau Denys, seid des versichert! — Wird Meister Denys nicht bald nach Hause kommen?“

„Ja, das müßtet Ihr besser wissen, als ich; denn Ihr kommt doch aus den Wahlen?“

„Wahlen? Wahlen?“ rief Galevoet, auf's Neue in die Asche tretend, „nennt Ihr das Wahlen, Frau Denys? Verführung und Schleicherei herrschsüchtiger Betrüger: das ist es, nichts anderes.“

„Aber erklärt Euch doch, Meister Galevoet,“ fiel Lieven ihm in die Rede, „wir verstehen Euch nicht.“

„Ach, Ihr versteht mich nicht? Ich dachte doch, ich spräche deutlich!“

„Es ist im St. Michaeliskirchspiel nicht nach Eurem Sinn gegangen,“ sagte Frau Denys ungeduldig, „das merkt ich wohl; aber es kann nicht nach Jedermanns Wunsch ausfallen und die, welche das Unglück haben, müssen sich nicht so sehr darüber grämen; es ist der Mühe nicht werth.“

„Es ist der Mühe nicht werth? Das werden wir hören, wenn Meister Denys nach Hause kommt! Man scheint ihn durch schändliche List im St. Johanneskirchspiel auch untergefrigt zu haben; die Waller haben dort, wie überall, wieder ihren alten Haß gegen die Weberei zur Geltung gebracht; aber es soll nicht dabei bleiben, und müßte auch der Roland in's Spiel kommen! Was? Man soll den Ältesten der Weber, den Oberältesten der Zünfte von Gent zurücksetzen gegen einen Großprahler, der nichts weiter kann, als schön reden? Im St. Johanneskirchspiel soll man es wagen, einen andern Hauptmann als Meister Denys zu wählen?“

„Nun, was hab' ich Dir gesagt?“ fragte Frau Denys ihren Sohn, „da hast Du es schon: Meister Denys muß Oberhauptmann werden. — Hat man je so was in seinem Leben gehört!“

Als sie sah, daß Lieven überwunden und beschämt die

Augen niederschlug, wendete sie sich zu Calevoet und sprach mit bitterm Scherz:

„Es wäre besser, Meister Calevoet, daß man meinen Mann ruhig ließe und ihm den Kopf nicht verwirrt machte. Wahrscheinlich wolltet Ihr zum Hauptmann im St. Michaeliskirchspiel gewählt werden; das sind Eure Sachen und wenn Ihr einen Korb bekommen habt, so wäre es besser, daß Ihr das mit Euch selbst abmachtet, ohne hier Meister Denys aufzuheizen und ihn noch närrischer zu machen, als er schon ist.“

„Ja, Frau Denys, wenn Artevelde gewählt wird, werdet Ihr gleich sehen, wer am meisten erbittert sein wird. Dann werde ich noch wie ein Lamm gegen Meister Denys aussehen. Macht Euch nur auf ein schreckliches Unwetter gefaßt: und er hat wohl Recht; solchen Schimpf empfängt man nicht, ohne daß einem das Blut von Rachgier koche.“

„Ahah!“ lachte Frau Denys, „wenn dies wahr ist, sieht man Euch beide heute noch Hand in Hand in's Tollenhaus wandern; denn auf mein ehrliches Wort, Ihr seid alle beide von Sinnen.“

„Ich weiß wohl, Frau Denys,“ sagte Calevoet aufgebracht, „daß die Weiber von den Gemeindeangelegenheiten nichts verstehen; ich thue besser, ich schweige über solche wichtige Dinge, bis der Oberälteste zurückkommt. — Euer Spott wird weder ihn noch mich zurückhalten, für Freiheit und Vaterland zu thun, was Noth thut, und müßte auch Leben und Gut daran gesetzt werden. Es geht doch zu weit; es möchte einem das Herz abfressen, wenn man es so mit ansieht. Einen feigen Großprahler zum Oberhauptmann machen! Einen Herrschsüchtigen, der nichts sucht, als die Gemeinde in den Abgrund zu stürzen, um sich selbst über andere zu erheben!“

Bornröthe stieg auf Lievens Stirn, während er fragte: „Von wem spricht Ihr so, Meister Calevoet? Wer ist der Herrschsüchtige, auf den Ihr so unbarmherzig scheltet?“

„Wer?“ rief der Älteste der Zwillichweber, „fallt Ihr denn eben erst aus der Luft, Lieven? Auf wen sollt' ich

mit Recht schelten, wenn es nicht auf Jacob van Artevelde wäre?"

"Und Meister van Artevelde ist ein feiger Großprahler?"

"Und ein Betrüger, der das Volk verführt!"

"Ein Eigennütziger?"

"Und ein unverständiger Feigling, der uns in die Hände der Feliards liefern wird."

Das Uebermaß der Entrüstung, welches der Jüngling bei diesen Worten empfand, machte ihn plötzlich ruhig; das Roth verschwand von seinem Angesicht, um einem Ausdruck von Mitleiden, vielleicht auch von Verachtung Platz zu machen: er sprach mit Nachdruck:

"Es thut mir leid, Meister Calevoet, einen Freund meines Vaters so reden zu hören. Es ist nun bereits ein Jahr, daß Flandern mit der schrecklichsten Hungersnoth ringt; schon ein Jahr lang ruft das Volk nach Erlösung und Nahrung; Niemand fühlte während dieser ganzen Zeit in sich Verstand und Muth genug, um das Vaterland zu retten. Da kommt ein Mann, der es wagt, Leben und Vermögen für das gemeine Beste zu verpfänden; er ruft das Volk aus der Muthlosigkeit auf; er bildet einen riesenhaften Plan, um Flandern Wohlstand und Freiheit zu geben, und er beweist durch eine wunderbare Beredtsamkeit, daß Gott ihn mit den Geisteskräften begabt hat, die nöthig sind, um das edle Werk zu vollführen; das Volk jauchzt ihm als dem Retter des Vaterlands zu und freut sich im sichern Vorgefühl seiner Erlösung . . . und in solch einem Augenblick, rufen einige Bürger, von unbegreiflicher Verblendung getrieben, gegen ihn Rache und wagen von Betrugerei zu reden! Ach, wenn Frankreich mächtig genug wäre, um die Gemeinde für ihre Erhebung zu strafen, wer würde das erste Opfer sein? Seid Ihr es, Meister Calevoet? Nein, der weise Mann ist's, dessen Blut strömen würde, um für Flandern zu büßen!"

"Gut gesprochen, Lieven," rief die Mutter triumphirend, "Meister Calevoet möge das in seine Tasche stecken; das soll ihn lehren, Deinem Vater den Kopf mit Narrenspossen und verkehrten Grillen zu füllen."

Der Älteste der Zwillichweber hatte lächelnd auf die Rede des Jünglings gelauscht, obschon er innerlich ergrimmt war.

„Oho! Lieven“, antwortete er, „Ihr habt die Lektion von Meister Jacob sehr gut behalten; es scheint auch, daß Ihr ziemlich viel hohe Worte kennt; aber das thut nichts zur Sache. Ihr sprecht wohl etwas feck, junger Mann, und ich könnte Euch zürnen wegen Eurer höhnischen Sprache; aber ich vergebe es Euch gerne in Anbetracht Eurer geringen Erfahrung in öffentlichen Angelegenheiten. Ihr werdet später lernen, daß der Schein trügt und daß Worte immer nur Worte sind. Zum Beispiel: man hat Meister Jacob angerathen, mit einem Genter Heere Rupelmondestein zu überfallen, um Segher de Cortrazyn gewaltsam aus dem Kerker zu befreien. Siehe da, er will nicht, und sagt, daß dieser Zug Alles in Gefahr bringen würde. Segher de Cortrazyn ist sein eigener Schwiegervater, und doch wagt Meister Jacob seine Befreiung nicht zu versuchen! Ist das nicht eine unerhörte Feigheit?“

„Daran erkenne ich den Edelmuth des weisen Mannes!“ rief Lieven. „Ihr glaubt also, er habe das Volk aus dem Schlaf aufgerufen, um seinen Schwiegervater aus dem Kerker zu holen? Ihr kennt ihn nicht! Flandern will er retten, die Hungersnoth aus unserm Lande jagen, Freiheit dem Vaterlande geben. Ach, wenn er die Erlösung Flanderns wagen wollte für die Befreiung seines Schwiegervaters, dann wäre es eine Feigheit. Gibt es beschränkte Geister, die solche Aufopferung nicht verstehen und Meister Jacob hassen, weil er an Herz und Geist zu groß ist für das Maaß ihrer kleinen Leidenschaften, so mögen sie ihn tadeln und schelten: er wird nicht auf das achten, was unter seinen Füßen wühlt, — und Flandern retten, so wie er es gesagt hat!“

Der Älteste der Zwillichweber stand erbittert von seinem Stuhl auf und sprach in heftigem Ton:

„Das geht zu weit! Wie? Ihr wagt mich so zu verhöhnern? Ihr vergeßt Euch, junger Mann: Ihr macht Euch einer frevelhaften Unehreerbietigkeit schuldig; denn wenn Ihr so ausfällt gegen einen Freund Eures Vaters und ihn

einen beschränkten Geist, und was weiß ich noch, zu nennen wagt, dann sagt Ihr dasselbe von Eurem Vater; denn er denkt darüber noch schlimmer als ich. Hätte ich kein Mit-leiden mit Eurer Unbesonnenheit, ich verlasse augenblicklich dies Haus, um nie wieder einen Fuß über seine Schwelle zu setzen."

Lieven erschraf über die Folgen seiner Worte und fühlte, daß er sich wirklich zu weit hatte hinreißen lassen.

"Bergebt mir, Meister Calevoet" sagte er, "ich habe mich vielleicht zu leidenschaftlich ausgedrückt; aber es geschah nur, weil Ihr den Namen meines Vaters mißbrauchtet, indem Ihr ihn an dem Hasse Theil nehmen ließet, den Ihr gegen den weisen Mann zu hegen scheint. Mein Vater ist ein Freund von Meister Jacob."

"Ein Freund von Meister Jacob?" lachte Calevoet, "ich glaube wirklich, Lieven, daß Ihr von Sinnen seid. Ihr werdet es hören, wenn er nach Hause kommt, wie er Rache schreien wird gegen den Herrschsüchtigen, der ihn seines Rechtes beraubt, um uns Allen zusammen den Fuß auf den Nacken setzen zu können; aber wartet . . ."

Der Älteste der Zwillichweber gedachte in seinen Beschuldigungen gegen Artevelde fortzufahren, doch jetzt hörte er die Vorderthür aufgehen und sagte:

"Ah, da ist er; nun sollt Ihr was anderes hören."

Es war wirklich Geeraert Denys, der in den Laden trat, und gleich beim ersten Schritt die Dienstmagd barsch zur Seite stieß. Sein Antlitz war mit tiefem Ingrimme bedeckt, und die Augen schienen vor Wuth zu leuchten. Gleichwohl verschwand, als er der Thür des Hinterzimmers nahte, plötzlich der zornige Ausdruck von seinem Gesicht; es bildete sich darauf ein erkünsteltes Lächeln, das allerdings nicht minder grell war, aber bei ihm natürlich genug schien, um seinen Hausgenossen zu verbergen, welche Leidenschaften in seinem Busen wühlten.

Ins Zimmer tretend, grüßte er Jeden leicht hin, während er Mantel und Regentuch ablegte.

"Nun, Meister Geeraert" fragte Calevoet aufstehend, "wie ist es in dem St. Johanneskirchspiel gegangen? Indem ich Euch so lächeln sehe, fang' ich an zu zweifeln..."

„Meister Jacob van Artevelde ist zum Oberhauptmann gewählt worden einstimmig, oder gegen eine ganz geringe Minderheit“, antwortete Geeraert kalt.

„Hab' ich's nicht vorhergesagt? — In St. Michaels ist es Peter van de Hovene; ein Ritter!“

„In St. Jacobs Wilhelm van Baernewyk, der Bruder des Oberschöppen.“

„Schon wieder ein Ritter, Oberältester! Das heißt Volksmacht!“

„In St. Nikolaas hat man Ghelnoot van Lens gewählt; in St. Martin-Ackerghem Wilhelm van Huse.“

„So!“ rief Calevoet in Wuth, „Ghelnoot van Lens, der ganze Tage bei Artevelde im Hause sitzt! Wilhelm van Huse, der Geschworene der Walkerinnung! Mich dünkt, daß man der Weberei etwas zu vermessen in's Angesicht spuckt. Es ist eine abscheuliche Verschwörung; aber es soll nicht dabei bleiben; nein, und müßte dabei die halbe Stadt in Brand gerathen, es soll nicht dabei bleiben, sag' ich Euch.“

„Es ist nun einmal so“, bemerkte der Oberälteste, „man muß sehen, was dabei herauskommt, Meister Calevoet; und bei alle dem ist doch Meister Jacob von der Weberzunft?“

Denys' Kälte überraschte den Ältesten der Zwillichweber; und er fühlte sich um so mehr dadurch verwundet, da Lieven und seine Mutter ihn triumphirend ansahen.

„Wie?“ rief er zu dem Oberältesten, „man hat Euch eines Rechts beraubt, das Euch zukam; man hat Euch einen blutigen Schimpf zugefügt, — und Ihr seid nicht wüthend? Oder spottet Ihr mit mir?“

„Ich bin nicht ausgebracht, Freund Calevoet“ sagte Denys mit noch größerer Ruhe, „hätte man mich zum Oberhauptmann gewählt, ich würde es sicher angenommen haben, um die Gemeinde auf den Weg zu leiten, wo Freiheit und Macht für sie zu finden sind; aber das Volk ist Herr; es hat seinen Willen ausgeführt.“

„Und Ihr werdet es ertragen?“ fragte Calevoet mit Verwunderung und Aerger, „Ihr werdet Euer Vaterland durch Betrüger erniedrigen lassen, der Weberei von den Walkern auf den Kopf treten und Euer eignes Selbst so weit verkennen lassen? Ach, Denys, Denys, ich hatte eine

bessere Vorstellung von Euch. Nun er mächtig ist, weicht Ihr zurück und laßt Eure Freunde stecken. Das ist doch auch kein Beweis von dem stählernen Herzen und dem eisernen Arm, von dem Ihr zu sprechen gewohnt seid."

"Wenn das Volk seinen Irrthum einsehen wird, sollt Ihr Denys kennen lernen, Meister Calevoet; er wird sich aufopfern für das Glück derjenigen, die jetzt ihr Vertrauen einem Andern geschenkt haben; und so wird er zeigen, daß Hochherzigkeit ihn beseele."

"Und jetzt? Jetzt?"

"Jetzt werde ich die Sache mit ansehen."

Der Älteste der Zwillichweber stampfte vor Buth in den Heerd, daß die Asche wie Rauch aufstieg. Er konnte nicht begreifen, was im Herzen des Oberältesten vorgegangen war, da er ihn am Morgen noch so schreckliche Drohungen gegen Artevelde hatte aussprechen hören und ihn nun ganz gleichgültig gegen den ihm angethanen Schimpf fand. Er vermuthete hier Verstellung oder Spott und sagte, indem er sein Regentuch umwarf und zur Thüre ging:

"Es ist gut, Meister Geeraert Denys; wenn Ihr die gute Sache verleugnet und verlasset, so gibt's Gottlob in Gent noch Männer, die mächtig genug sein werden, um das Vaterland zu retten und die Betrüger zu entlarven. Es soll lange dauern, ehe Ihr mich wieder hier sehen werdet! . . ."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Geeraert Denys stand schnell von seinem Stuhle auf und folgte Calevoet in den Laden, wo beide auf's Neue in einen langen Wortwechsel geriethen.

Zuerst konnten Frau Denys und ihr Sohn sehr gut hören, welche Scheltworte Calevoet an den Oberältesten richtete; aber was dieser mit leiserer Stimme antwortete, verstanden sie nicht. Endlich wurden beide Stimmen ganz leise, so daß man im Hinterzimmer nichts mehr davon vernehmen konnte als ein anhaltendes Gemurmel. Als Pieven eine geraume Zeit gelauscht hatte, sagte er heiter zu seiner Mutter:

"Siehst Du wohl, daß es Alles unwahr ist und daß Vater die Leidenschaften des jähzornigen Calevoet nicht

theilt! Ich wußte wohl, daß ich mich nicht irrte. An das unverschämte Gerede des betrunkenen Muggelyn will ich nicht mehr denken; denn das hat sicher gar keinen Grund."

Frau Denys zuckte lächelnd mit den Schultern.

"Ach, Mutter", sprach Lieven, "Du thust wirklich Unrecht, daß Du jetzt noch zweifelst."

"Ich bewundere Dich, Lieven; Du bist ein guter Sohn, und ich will Dir weiter keinen Verdruß bereiten; aber warte doch noch etwas, der Tag ist noch nicht zu Ende, obschon es Abend ist; wir werden bald ein Unwetter haben, das nicht schnell vorübergehen wird; es wird donnern, glaub' mir."

"Ja, wenn Du den Vater jetzt wieder aufbringen wirst, indem Du heftig mit ihm sprichst und ihn nach Dingen fragst, worauf er nicht antworten will. Du weißt, wie müde er sein muß; laß ihn diesen Abend in Frieden, ich bitte Dich, Mutter."

"Du brauchst mir diesen Rath nicht zu geben, Lieven; als ich bei seinem Eintreten das Lächeln auf seinem Gesicht wahrnahm, da wußte ich, was es geschlagen hatte. Ich werde mich so schnell als möglich davon machen; suche Du ihn zu besänftigen, wenn er aufbraust; gegen Dich ist er doch nie so grob als gegen mich. Morgen werde ich ihn schon durchhecheln . . . und daß dieser verkehrte Calevoet . . ."

Gerade wie dieser Name ihr aus dem Munde fuhr, erschien Geeraert Denys im Zimmer. Das Lächeln war jetzt von seinem Gesicht verschwunden, und man konnte nichts mehr darauf bemerken, als Verdruß und Zorn.

"Frau!" rief er, indem er wüthend seine Faust zeigte, "Du sollst dies Auffahren gegen Meister Calevoet lassen, oder es möchte Dich gereuen! Wenn man nicht weiß, wie man die Leute in seinem Hause empfangen muß, so lernt man es. Du bist sehr frech und ungeschliffen, Frau, daß Du meine Freunde auf so grobe häurische Weise ausschiltst; aber ich weiß es, von Dir kann man nichts Besseres erwarten!"

"Es beginnt schon zu wettern", murmelte Frau Denys zwischen den Zähnen, "wer das Unwetter fürchtet, der mache sich davon."

„Was brummst Du da, Du böses Weib?“ fuhr der Oberälteste auf, sichtbar Willens, einen heftigen Zank anzufangen. Aber seine Frau schien nicht dazu geneigt; sie nahm das Spinnrad vom Boden auf, wie bereit, das Zimmer zu verlassen, und sagte:

„Sieh, Geeraert, wenn Du wieder so einen Lärm machst und mich wie eine Dienstmagd grob behandeln willst, — ich laufe zum Hause heraus und zu meiner Schwester, ich sag' es Dir. Und dann magst Du sehen, ob ich wiederkomme!“

„Nun, Vater“, sprach Lieven bittend, „setze Dich nieder und ruhe Dich aus, denn Du bist schrecklich müde. Möglicherweise sind die Dinge nicht ganz nach Deinem Wunsche gegangen; aber wenn man nach seiner Meinung seine Pflicht als guter Bürger erfüllt hat, so braucht man sich nicht dadurch so sehr verstimmen zu lassen.“

Geeraert Denys antwortete nicht, obschon er Lievens Rath folgte und einen Armstuhl an den Kamin setzte. Er sank in den weiten Sessel und schwieg, bis die Magd mit einer angezündeten Lampe nahte und dieselbe auf den Tisch setzte. Dann sagte er in strengem Tone, indem er das Licht von sich entfernte:

„Was hat die lumpige Dirne hier zu thun? Ich will allein sein, Frau! — und daß Niemand sich unterstehe, in's Zimmer zu kommen, oder ich werfe ihn vor die Thür. Und laßt mich das nicht zweimal sagen, hört Ihr!“

Frau Denys eilte mit der Dienstmagd zur Kammer hinaus. Lieven raffte sein Schreibzeug zusammen und trug es mit seinem Rechnungsbuch auf ein Pult am andern Ende des Zimmers; er wollte sich gleichfalls entfernen, doch sein Vater hielt ihn zurück, indem er sagte:

„Für Dich habe ich es nicht gesagt, Lieven; nimm dies Licht vom Tisch und arbeite nur weiter an Deinem Pult. Ich will versuchen, etwas zu schlafen; Sorge unterdessen für das Feuer, daß es mir am Kamin weder zu kalt noch zu warm wird.“

„Ich werde darauf achten“, antwortete Lieven, erfreut über den sanfteren Ton in der Stimme seines Vaters. „Darf ich Dir etwas sagen, bevor Du schläfst?“

„Gewiß, Lieven, was ist's?“

„Vor einer Stunde ist Muggelshyn, der Ribaudenkönig, hier gewesen, um Dich zu sprechen.“

„Nun, was soll das?“

„O, nichts, Vater; aber er nannte Dich seinen Freund und sprach ganz unvorsichtig, als wenn er sehr vertraut mit Dir wäre.“

„Er war betrunken, gewiß? Es passiert ihm nur einmal in der Woche, aber es dauert vom Montag bis zum Sonntag. Und hast Du geglaubt, was der verkehrte Ribaud Dir sagte?“

„Nein, gewiß nicht, Vater; ich habe ihm die Thür gewiesen und mit einer Verfolgung vor der Schöppenbank gedroht.“

„Das hättest Du nicht thun sollen, Lieven; der Ribaudenkönig gehört zu denen, die da dachten, daß ich mehr denn Andere geeignet wäre, der Gemeinde als Oberhauptmann zu dienen; er hat sich wahrscheinlich Mühe gegeben, Andern diese Gedanken mitzutheilen. Mag er sich irren oder nicht, man muß die Geneigtheit, von wem sie auch komme, nicht mit Grobheit belohnen.“

„Es ist wahr, Vater, ich war vielleicht zu heftig. Seine ungeschliffenen Worte haben mich erbost. Er hat auch noch gesagt, daß er Dich diesen Abend um sieben Uhr in der Wallspforte erwarte. Du wirst doch nicht hingehen, Vater?“

„Was sollt' ich denn da thun wollen, Lieven? Ist dies Alles, was Du mich fragen wolltest?“

„Ja, Vater; ich bin sehr froh, daß es unwahr ist. Schlaf' jetzt nur ruhig, ich werde gut auf's Feuer achten.“

„Nun gut, halt' Dich denn still; ich werde gleich schlafen, denn meine Augen fallen mir wider Willen zu.“

Lieven begab sich leise vor sein Pult und fuhr fort in seiner Arbeit. Von Zeit zu Zeit richtete er den Blick auf seinen Vater und bemerkte mit Betrübniß, daß er nicht schlafen konnte, da er sich in seinem Stuhl hin und her wand und abwechselnd die Augen öffnete, um sie wieder eben so vergebens zu schließen.

Endlich nach einer halben Stunde bewies das hörbare Athemholen seines Vaters, daß er fest eingeschlafen war.

Dann erst ging Lieven zum Feuer und legte frisches Holz auf, worauf er wieder an's Pult trat und seine Arbeit fortsetzte.

Eine gute Stunde lang hatte die völlige Stille im Zimmer geherrscht, und Lieven hatte, in eine Rechnung vertieft, sich lange Zeit nicht mehr nach dem Feuer umgesehen, als der Vater rief:

„Welche Zeit ist es, Lieven?“

„Nach der Uhr von St. Johannes muß es jetzt schon über halb sieben sein.“

„Ich muß ausgehen, Lieven!“

„Jetzt noch, Vater?“

„Ja, ich habe Joos Apere mein Wort darauf gegeben; in weniger als einer Stunde bin ich wieder zurück. Sage Deiner Mutter, daß sie Essen für mich bereit halte.“

Geeraert Denys legte unter diesen Worten Mantel und Regentuch an und verließ das Zimmer. Lieven folgte ihm bis auf die Straße und kehrte dann in tiefer Traurigkeit in's Haus zurück, um seine Mutter aufzusuchen. Es ging ihm wohl im Kopf herum, daß sein Vater vielleicht den Ribaud besuchen wollte; aber sein ehrlich liebendes Herz verwarf entschieden diesen Verdacht.

IV.

An einem Sonntagmorgen war die Herberge „der goldne Schwan“ neben Serbramsstein in der Unterstraße voll Handwerker und Bürger, die unter fröhlichen und geräuschvollen Reden vor langen Tischen saßen und tranken oder mit dem steinernen Becher in der Hand von der einen Seite nach der andern gingen, um ihren Freunden den Freundschaftstrunk zu bringen. Man hörte da über die wichtigsten Angelegenheiten mit Freimuth reden und disputiren; Jeder äußerte hier ohne das mindeste Bedenken seine Meinung, mochte sie beleidigend oder nicht beleidigend sein für den Graf, den König von Frankreich oder den Magistrat von Gent.

Zwischen diesem Lärm und Gewühl lief die dicke Wirthin lachend hin und her, um ihre Gäste zu bedienen, während ihr Mann bei der Kellerthüre sich bereit hielt, um auf das geringste Zeichen Wein oder Bier in großen zinnernen Kannen herauf zu holen.

Es waren auch einige Personen da, die man an ihrer verschiedenen Kleidung und an ihrem Stillschweigen für Ausländer erkannte; ja es saß sogar im fernsten Winkel ein junger Mohr mit pechschwarzem Gesicht, mit dichtem, krausem Haar und einem goldnen Ring in der Nase.

Nicht fern von der Eingangsthür befanden sich etwa zehn Handwerksgefallen, die mehr Lärm machten als alle die andern zusammen; sie ließen ihre Becher mehrmals mit Wein füllen und sangen dann und wann ein fröhlich Lied, das in mächtigen Klängen bis auf die Straße schallte.

Einer von ihnen schloß eben das Volkslied:

„Nach Ostland woll'n wir fahren,
Nach Ostland woll'n wir gehn“, ^{*)}

als ein stämmiger Gesell, den man an seinen blauen Händen als Färber erkennen konnte, zur Herberge jauchzend hineintrat und rief:

„Geda, Wirthin! Vom besten Wein!“

„Lieven, Lieven Comyne!“ riefen die andern, indem sie ihre Becher zu ihm aufhoben; „hier, Bescheid gethan!“

Die Wirthin brachte dem Eintretenden den verlangten Wein; und er ging zu seinen Freunden und schrie mit ausgelassener Freude:

„Heil, Heil dem freien Gent! Heil dem weisen Mann!
Vlaenderen den Leeuw!“

Alle Herbergsgäste außer den Fremden wiederholten den Ruf mit Begeisterung.

Lievens Gesicht trug den Ausdruck einer tiefgefühlten Freude; ein heiteres Lächeln glänzte darauf, und seine Augen funkelten wie heller Krystall.

„Wir dachten, daß wir schon ganz fröhlich wären“, sagte einer der Sänger; „aber es scheint, Lieven, daß es Dir noch besser zu Muthe ist, als uns.“

„Ich glaub' es wohl!“ rief der junge Blaufärber, „allein wenn ich diesen Mohr da ansehe, möchte ich Thränen vergießen vor Freude. Ach, dieser Afrikaner muß aus meinem Becher trinken!“

Mit diesen Worten eilte er wirklich zu dem Mohren und bot ihm das steinerne Trinkgefäß an, indem er zu ihm sagte:

„Seht Ihr, Meister Mohr, im freien Gent sind alle Menschen Brüder; weiß oder schwarz, das thut nichts zur Sache. Trinkt mit Eurem Bruder Lieven, und sagt in Eurem Vaterland, was für gute Jungen die Genter sind. Kommt Ihr nicht aus dem Morgenland mit den zwei Kamelen, die auf dem Freitagsmarkt stehen?“

Obschon der Afrikaner nicht verstand, was man ihm sagte, nahm er doch den Becher aus der Hand des Gen-

^{*)} Ein Lied aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Vergl. Willems: alt-flämische Lieder.

ters; dann reichte er ihn schnell wieder zurück und gab durch Kopfschütteln zu erkennen, daß er nicht trinken wollte.

„Wein ist ihm verboten“, bemerkte ein alter Bürger; „es ist Mahomds Gesetz.“

„Nun, dann bringe man Bier her!“ rief Lieven dem Wirth zu.

„Das darf er auch nicht trinken“, sagte der alte Bürger.

„Dann müssen die Wirthshäuser in Afrika nur wenig Verdienst haben“, scherzte Lieven. „Aber es schadet nichts; ich will haben, daß dieser Mohr wisse, daß ich sein Bruder bin.“

Er legte seinen Arm über die Schulter des verwunderten Afrikaners und küßte ihn auf die Wange, unter dem lauten Händeklatschen und Jauchzen aller, die es sahen.

„Wohl gethan, Lieven! Wohl gethan!“ riefen seine Freunde; jedoch wurden sie ganz betroffen, als Lieven wieder bei ihnen war; er lächelte wohl noch, aber es glänzten Thränen in seinen Augen.

„Was ist das?“ sprach einer. „Sieh nur zu, daß Du nicht heute noch toll wirst, Lieven.“

„Es könnte wohl möglich sein“, antwortete der junge Blaufärber, indem er sich niedersezte; „ich bin ganz außer mir vor Freude und kann Euch nicht sagen, was ich fühle; ein König kann nicht stolzer sein, als ich jetzt bin. Da ging ich eben über den Freitagsmarkt . . . wenn ich so sehe, wie viele fremde Kaufleute jetzt in Gent sind und was für unbegreifliche Reichthümer unser Jahrmarkt zur Schau stellen wird, wenn ich das Genter Volk in allen Straßen jauchzen und singen höre, dann klopft mir das Herz und ich möchte tanzen vor Freude.“

„Er hat Recht!“ rief ein Strohbedergefell von einem andern Tisch, „wir haben Elend und Hunger genug gelitten; nun gibt's Freiheit und Nahrung in Gent. Fröhlich müssen wir sein und Gott danken durch Freude!“

„Nun sollt Ihr erfahren, warum ich so entzückt bin“, fuhr Lieven Comyne fort, indem er mit Stolz auf den Strohbeder zeigte. „Jan, Du warst dabei, als es geschah. Du weißt wohl noch, in der Hungersnoth, wir standen an einem kalten Morgen beim Rathhaus und klagten über das

Loos der armen Frauen und Kinder, die auf dem Freitagsmarkt lagen und steif froren?"

"Ob ich es weiß?" antwortete der Strohdecker mit Stolz; "ich weiß, wovon Du sprechen willst und werde es mein Lebtag nicht vergessen."

"Wer hat da gesagt", fuhr Lieven fort, "daß ein Genter Handwerker vom Schweiß seines Angesichts und nicht von Almosen und geraubtem Gute leben müßte? Wer hat da den weisen Mann angerebet und gesagt: es ist Zeit, Meister Jacob, es muß Blut oder Arbeit geben? Wer hat zuerst in Gent: Freiheit und Nahrung geschrien, als das Zeichen der Erlösung? Das hat Lieven der Blaufärber gethan!"

"Es ist wahr", sagte Jan der Strohdecker, "ich hab' es gesehen und gehört, denn ich war dabei, als Meister Jacob uns sagte: es soll Freiheit und Nahrung in Flandern sein!"

"Nun wohl", fuhr Lieven fort, "als die ersten Karren mit Wolle von Dordrecht gekommen sind, da hat das Genter Volk sie singend und tanzend auf der Straße von Antwerpen eingeholt; ich, ich habe Thränen vergossen aus übermäßiger Freude. Das ist noch nicht lange her und schon gibts Ueberfluß in Gent; die Hungersnoth ist vergessen, und der Jahrmarkt, den man eröffnen wird, soll einer der schönsten und reichsten sein, die wir je gesehen haben."

"Das Tuch ist gestern noch drei Groschen gestiegen", bemerkte ein Weber, "man sagt, daß nicht weniger, als drei tausend Stück fein Gentsch Roth für Deutschland und Frankreich verlangt sind; aber die haben wir nicht mehr; die Kaufleute, die nach dem Jahrmarkt gekommen sind, haben schon beinahe alles feine Roth bedungen."

Lieven gab nicht Acht auf diese Unterbrechung und setzte seine Rede fort:

"Es ist wahr, der weise Mann hat unsre Erlösung bewirkt und uns Freiheit und Nahrung geschenkt; aber der arme Blaufärbergeßell, Lieven Comyne, wird noch auf seinem Sterbebette mit Stolz daran gedenken, daß er Theil gehabt hat an dem großen Werke; dieser Gedanke soll ihn trösten bis zum Grabe."

Lieven hatte eine ergreifende Stimme und eine Beredsamkeit, die aus seinem tiefen Gefühl entsprang. Was er jetzt mit stolzer Begeisterung sagte, rührte seine Zuhörer und es herrschte eine ernste Stille nach seinen Worten.

Blötzlich stand ein Zimmermann mit dem Becher in der Hand auf und rief:

„Heil Meister Jacob van Artevelde! Heil dem kühnen Gesellen Lieven Comynne!“

Alle thaten Bescheid auf diese Gesundheit und setzten sich dann wieder nieder.

„Aber“, sagte ein Böttcher, „wenn das schöne Wetter in Gent nur anhält; es scheint, daß der französische König sich bereit macht, um mit einem schrecklichen Heere nach Flandern zu ziehen; und es muß wohl etwas dran sein, weil die Feliards und Franzosen von Bieroliet *) sich gerühmt haben, daß sie dieser Tage mit ihren Schwertern auf die Thore von Gent schreiben werden, daß wir Bauern und Memmen sind.“

„Sie mögen nur ja bald kommen“, lachte Lieven, „Franzmänner und Feliard's, wir werden sie einmal kosten lassen, was für ein Unterschied ist zwischen dem Wasser der Leve und Schelde. **) Unsere Goedendags rasten schon zu lange hinter unsern Thüren . . . Und was bedeutet die Besetzung von Bieroliet? Einige hundert Reiter! Gent würde wohl zehnmal so viel niederwerfen beim ersten Stoß.“

„Man sagt, daß vor drei Tagen tausend französische Söldner eingezogen sind.“

Lieven wollte wieder antworten, als er den Strohdecker aufstehen und das Zimmer verlassen sah. Er rief ihn zurück und sagte:

„Warte etwas, Jan; ich gehe mit; bleib' noch einen Augenblick.“

„Nein, nein“, antwortete der Strohdecker, „es ist Zeit,

*) Ein befestigtes Städtchen, sechs Stunden von Gent.

**) Diese beiden Flüsse durchströmen Gent und bilden mit andern Flüsschen 26 Inseln, die durch 88 Brücken mit einander verbunden sind. Das Wasser der Schelde ist gelblich und trübe; das Wasser der Leve ist grünlich und klar.

man ruft den freien Jahrmarkt aus und ich will dabei sein; so was sieht man nicht alle Tage."

"Wirklich, ich hätte am Ende die Stunde vorbeigehen lassen!" sagte Pieven, indem er sich der Wirthin näherte, um zu bezahlen.

Die andern Gesellen standen gleichfalls auf, und nachdem jeder die Wirthin befriedigt hatte, gingen alle zusammen zum Hause hinaus und wandten sich um die Ecke der Wandelstiege nach dem Freitagsmarkt, wo sie sich zwischen das Volk drängten, um weiter auf den Platz zu gelangen.

Das Schauspiel, das der Freitagsmarkt jetzt auf seiner weiten Fläche dem Auge darbot, war lachend und schön. Der ganze Platz war bedeckt von umherströmendem Volk, das familienweise, mit Vater, Mutter und Kindern, von einer Seite zur andern ging, indem es darauf wartete, daß man den freien Jahrmarkt vom Rathhause ausrufe. Viele Hausen junger Handwerksgefallen liefen singend über den Markt und begrüßten sich von Weitem mit dem Ruf: „Freiheit und Nahrung! Haltet Blämischen Muth!"

Aus allen Ecken stieg Gesang und Gelauch in die Höhe.

Alle Bürger und Handwerker hatten ihre Sonntagskleider an und schritten nicht ohne Hochmuth einher, neben ihren aufgeputzten Frauen und Kindern. Auf jedem Angesicht glänzte Freude und Zufriedenheit; in jeder Stimme Klang Heiterkeit und Muth. Ueber dieses bewegte Gemälde des Volksglücks ergoß eine heitre Sonne ihre freundlichen Strahlen und erhellte mit ihrer Gluth den bunten Puz der Menge.

Mitten auf dem Markt und rund um den St. Jacobskirchhof bis zum St. Johannis-Irrenhaus standen lange Reihen Verkaufsläden, Zelte und Buden, noch zum Theil geschlossen, und jedenfalls ohne ausgelegte Waaren; man sah hier Kaufleute aus allen fernen Ländern, selbst aus dem Morgenlande, wie man an zwei Kameelen merken konnte, die beim Thürmchen des „Collatießöllers" knieend dalagen, und von ihren Herren abgeladen wurden; da waren Deutsche von der Ostsee *) und von Köln; Florenti-

*) Die Bewohner Norddeutschlands an den Ufern der Ostsee hießen bei den Blamingen „Osterlingen"; sie besaßen in Antwerpen ein Lagerhaus, das jetzt noch „Osterlingenhans" genannt wird.

ner, Engländer und Franzosen in Menge, mit vielen andern Nationen, so daß man an den Läden und Buden allerlei Sprachen hören konnte. Die schnelle Rückkehr von Handel und Nahrung führte die Genter auf den höchsten Gipfel der Freude, und in ihrer Begeisterung über den unverhofften Reichthum des Jahrmarkts brachten sie den Kaufleuten und ihren Dienstboten ganze Kannen Wein aus den umliegenden Wirthshäusern. Vor Allem umringten sie die Engländer und Franzosen mit allerlei Freundschaftsbeweisen; die erstern aus Dankbarkeit für die Aufhebung des Verbots auf die englische Wolle, die letzteren, um ihnen begreiflich zu machen, daß Flandern keinen Haß gegen das französische Volk hegte, obschon es jetzt, um der Freiheit und Nahrung willen, sich gegen den französischen König gewaffnet hatte. — Nichts war belustigender, als anzuhören und anzusehen, wie die Genter Bürger in gebrochener Sprache und mit vielfältigen Gebehrden dies Alles den Fremdlingen verständlich zu machen suchten. Diese sahen beim Anblick so vielen Volks und vorzüglich bei der von Jedermann kundgegebenen Freundlichkeit einen guten Markt voraus und theilten aufrichtig die allgemeine Freude.

Man konnte keine andern gewaffneten Männer unter der Menge wahrnehmen, als die sechszehn Knappen vom St. Jacobskirchspiel, die mit ihrem Hauptmann, Ser Wilhelm van Baernewyk ruhig über den Markt zogen, sowie auch die Ribauden mit Muggelyn, ihrem König, denen die Aufsicht oblag über die Possenreißer und Gaukler, die ihre Zelte und Bühnen nach der Baudeloobrücke zu aufgeschlagen hatten.

Vor der Thür des Rathhauses standen 22 Waffenknechte. Es war die Wache des St. Johanneskirchspiels*), sie war mit Jacob van Artevelde dem Oberhauptmann gekommen, der sich jetzt mit den Schöppen der Stadt Gent und mit den Hauptältesten der Zünfte im Obersaal des Rathhauses befand, um, wenn die Stunde schlagen würde, den freien Jahrmarkt auszurufen.

*) Jeder Hauptmann hatte 15 Knappen, um unter seinem Befehl über die öffentliche Ruhe zu wachen und ihm bei der Ausübung seines Amts zu Diensten zu stehen. Der Oberhauptmann allein hatte 22 Knappen.

Während Alles auf dem Markte jauchzte, sang und wogte, stand Artevelde, der große Bürger von Gent, die Arme auf die Brust gekreuzt, hinter einem Fenster und schaute auf dieses Schauspiel hinab. Das Gesicht des weisen Mannes war in diesem Augenblicke wie von geheimnißvollem Glanz erhellt; seine Augen strahlten edeln Stolz, seine Brust hob sich vor entzückender Empfindung.

Was im Herzen Jacobs van Artevelde jetzt vorging, kann von dem begriffen werden, der ermessen kann, welche Seligkeit der Held genießt, wenn er sein Vaterland frei und glücklich sieht und sagen kann: es ist mein Werk! — Und hier war es so! — Dies Volk, das da über den Markt hin und her wogt, das den Wein der Freude vor allen Herbergen trinkt, das die Luft mit Siegesgeschrei erfüllt, diese Frauen, welche mit ihren Kindern jetzt so aufgeputzt und so froh herumwandeln; diese Handwerksgefelln, so munter und glücklich . . . Artevelde hat sie gefunden ringend gegen Claverei und Hungersnoth, erschöpft und muthlos niedergesunken in einen Abgrund von Elend . . . Jetzt feiern sie ihre Erlösung und ihre Freiheit, jetzt steigen ihre Freudenlieder, Gott zum Dank, empor; und sie umhalsen einander vor Freude gerade unter den Augen dessen, der durch die Kraft seines Geistes das Wunder ihrer Erlösung vollbracht hat . . . und er, bebend vor Seligkeit, schaut wie selbstvergessen auf sein edles Werk und trocknet eine glänzende Thräne von seiner Wange, während sein klopfendes Herz ihm noch mehr Größe und Ruhm für das geliebte Flandern verspricht!

Alle, die um ihn her stehen, aber vor allem sein Freund Ser Thomas van Baernewyk, sehen und begreifen, was in diesem feierlichen Augenblick in dem Busen des weisen Mannes vorgeht; sie fühlen es auch tief, denn sie haben ihm mit voller Liebe beigestanden in der Erlösung des Volks und des Vaterlandes; und je höher ihre Bewunderung für den heldenmüthigen Bürger stieg, desto mehr fühlten sie sich selbst gehoben durch den Antheil, den sie an dem großen Werke hatten. Dessenungeachtet drückte Keiner von ihnen seine Empfindungen durch Worte aus; den ehrerbietigen Blick auf Jacob van Artevelde gerichtet, sehen sie fort und

fort auf sein edles, jetzt so bewegtes Antlitz, wie auf den Spiegel der Weisheit und des Heldenmuths.

Vielleicht wäre der weise Mann noch lange still vor dem Fenster stehen geblieben und hätte da mit bewegtem Gemüth die schönste Belohnung gekostet, die einem Menschen auf Erden vergönnt ist; aber jetzt strömt eine neue Fluth Menschen aus der St. Jacobskirche auf den Markt, und die Thurmuhre schlug hallend über dem Kirchspiel. Die Stunde der Verkündigung war erschienen.

Man öffnete das große Fenster des Rathhauses und zwei Trompeter gaben dort in schallenden Tönen der Menge das Signal. Dann schritt Ser van Baernewyk mit dem Oberhauptmann und den Schöppen vor; und Jan van Lowen, der Rathsschreiber, las den gräßlichen Freibrief des Jahrmarkts dem Volk mit lauter Stimme vor.

Dies Vorlesen dauerte ziemlich lange; das Volk horchte fast gar nicht auf die helle Stimme von Jan van Lowen, weil man denselben Freibrief vielleicht bereits zwanzigmal bei ähnlichen Gelegenheiten hatte verkündigen hören.

Sobald der Rathsschreiber fertig war, trat er zurück und verschwand im Saal; dann kamen die Schöppen bis an das Geländer des Fensters hervor, und der Vorschöppe rief in feierlichem Ton zum Volke, während die tiefste Stille herrschte:

„Von des Grafen von Flandern und von der Stadt Gent wegen kündige ich zu dieser Stunde den freien Jahrmarkt an, dergestalt, daß ein Jeder, während dieser Marktfreiheit, nach den Gesetzen von Gent frei könne gehen, fahren, kommen, wiederkommen und handeln mit allen Arten von Gütern, aus was für Landen und von welchen Völkern sie auch seien, ausgenommen die vom Grafen und von dem freien Lande Flandern Verwiesenen!“

Aufs Neue schmetterten die Trompeten..

Raum war das Zeichen gegeben, so wandte sich das Volk unter fröhlichem Jauchzen nach der Mitte des Marktes, wo sich jetzt ein starkes Geräusch vernehmen ließ. Man sah die Buden sich öffnen und alle Kaufleute eilig ihre Sachen zur Schau legen: Seidenstoffe jeder Art und Farbe, Lächer, Sammet, Damast, Specereien aus dem Morgen-

lande, goldene und silberne Schmucksachen, zinnernes und gläsernes Geschirr, geschnitzte Bilder, Wappen — Alles was Kunst und Industrie Auserlesenes hervorbringen, wurde hier den Gentern und Fremden zum Kauf geboten. — Weiter, hinter der St. Jacobskirche, lockte man die Kinder durch allerlei Leckereien und Spielzeug an; und nach der Seite der Baudeloobrücke hörte man bereits die Trommeln und Schalmeyen der Gaukler und Possenreißer.

Die meisten Schöppen und Buntstältesten hatten das Rathhaus verlassen, um den Markt zu betreten. — Artevelde gedachte auch die Treppe hinabzusteigen, als er von dem Borschöppen zurückgehalten und in einen fernen Winkel geführt ward.

„Meister Jacob“, sagte dieser mit einer gewissen Traurigkeit; „ich habe gesehen, wie Ihr vor dem Fenster von edler Freude ganz hingerissen waret; auch mir schlug das Herz beim Anblick des Volksglücks; aber, guter Freund, mir war es nicht vergönnt, diese Freude so ungemischt zu genießen.“

Artevelde kannte den Starkmuth des Borschöppen; es überraschte ihn jetzt sehr, seinen edeln Freund solche Umwege gebrauchen zu sehen, um ihm etwas mitzutheilen, und er glaubte, daß es eine sehr schlechte Nachricht sein müßte.

„Sprecht doch schneller, Ser van Baernewyt“, fiel er ihm in die Rede, „Ihr erschreckt mich.“

„Ein furchtbares Ungewitter zieht über unsern Häuptern zusammen“, fuhr der Borschöppe fort; „während wir hier an der Freude des Volks uns erfreuen und alle Gefahr vergessen, wird vielleicht in diesem Augenblick, wo ich zu Euch spreche, der Untergang Flanderns beschlossen.“

Artevelde sah seinen Freund mit fragendem Gesicht an, dieser fuhr fort:

„Eben vorhin kam ein geheimer Bote von Nyssel in mein Haus; er war von Ser Sander, unserm treuen Freund in Frankreich gesandt. Horcht, Meister Jacob, was da vorgeht, und Ihr werdet begreifen, daß wir am Rande eines Abgrundes stehen, ohne es zu wissen. Ein mächtiges Franzosenheer ist auf unsern Grenzen versammelt; man hat die Besatzungen der Festungen in Französisch-Flandern hin-

zugefügt; fünfhundert französische Reiter sind in Biervliet eingezogen."

"Ich verstehe noch nicht, was wir zu fürchten haben", bemerkte Artevelde, "ich wünsche und erwarte schon lange einen Angriff; die Freiheit von ganz Flandern muß daraus entstehen; und überdies können wir ja doch, ohne unsern Rechtsboden zu verlassen, nicht gewaffnet im Felde erscheinen, wenn man uns nicht zuerst feindlich angreift. Man versuche den geringsten Anschlag gegen Gent oder gegen Flandern; alsbald ziehen wir mit einem Heere nach Rupelmonde, um den alten Segher de Cortracyn zu befreien. Laßt die Franzosen uns anfallen; sie können uns keinen bessern Dienst erweisen."

"Das ist's auch nicht, was mich besorgt macht, Meister Jacob; aber laßt mich Euch ferner erklären, was für einen mächtigen Plan Frankreich gegen uns gebildet hat. Binnen wenigen Tagen wird das große Heer in Flandern einfallen; die Besatzung von Biervliet wird das Stadtgebiet von Gent verwüsten; und in dem Augenblicke, wo wir das Volk zu den Waffen rufen, soll die Nachricht hierher kommen, daß die Blamingen wegen Ungehorsam gegen den König von Frankreich in den Bann der heiligen Kirche gethan sind. — Wird das Volk die Waffen nicht in Demuth niederlegen vor dem Befehl, der im Namen des Papstes gegeben wird? Wird es aus Ehrerbietung und aus Gottesfurcht den Nacken nicht beugen unter Frankreichs Willen? Und gesetzt, wir schlagen den ersten Anfall des Feindes zurück. Wir sind nicht mehr weit von der Charwoche; man wird keine Messe in Flandern lesen dürfen, Niemand wird beichten, noch zur Communion gehen können . . . Glaubt Ihr, daß Flandern wagen sollte, Widerstand zu leisten bis nach Ostern? Ach, der französische König ist arglistig und böse; er fürchtet unsere Waffen, und er bekämpft uns durch unsere Religion."

Artevelde hatte in tiefen Gedanken auf die Worte des Vorschöppen gehorcht; vielleicht hatte ein Gefühl von Angst auch ihn ergriffen, obschon man dies auf seinem ruhigen und nachdenkenden Gesichte nicht erkennen konnte.

"Sollte der heilige Vater zu diesem Verfahren seine

Einwilligung gegeben haben?" fragte er. „Es scheint mir unmöglich.“

„Dies ist nicht nöthig“, antwortete Ser van Baerne-
wyf. „Als der König von Frankreich durch den Papst er-
sucht wurde, einen Kreuzzug gegen die Heiden zu unterneh-
men, hat er es versprochen unter der Bedingung, daß die
Blamingen ihm Treue schwören sollten. Die Gemeinden
von Flandern, die damals ohnmächtig und willens waren,
dieses Opfer für das Heil des Christenthums zu bringen,
haben den Eid in die Hände des Papstes abgelegt; der
heilige Vater hat den Königen von Frankreich eine Bulle
verliehen, womit sie Flandern bei dem geringsten Ungehör-
sam durch die französischen Bischöfe in den Bann können
thun lassen. Die französischen Könige haben den Kreuzzug
nicht unternommen; aber die päpstliche Bulle haben sie seit
dem Jahre 1309 in ihrem Besitz behalten. Diese geheime
Waffe zieht man jetzt wieder an's Tageslicht, und Gott
weiß, wie sie uns treffen wird!“

Ser van Baerne-
wyf sah den weisen Mann an, der
mit gebeugtem Haupt zur Erde blickte; er ließ ihn noch ei-
nen Augenblick im Nachdenken und fragte dann:

„Nun wohl, Meister Jacob, hab' ich nicht Grund, be-
kümmert zu sein über das Unwetter, das von allen Seiten
auf uns losbrechen wird?“

Artevelde richtete sein Haupt auf und antwortete:

„Philipp von Valois wagt möglicherweise seine Krone
in diesem Spiel; vielleicht bahnt er Eduard von England
den Weg, auf welchem dieser den französischen Thron er-
steigen wird. . . . Was Ihr mir da gemeldet habt, ist
wichtig, Ser van Baerne-
wyf; aber mit Gottes Hülfe wird
Flandern sich durchringen und seine Freiheit bewahren!“

„Und unsern Eid, Meister Jacob, sollen wir den
brechen? Wird Flandern uns auf dieser gefährlichen Bahn
folgen?“

„Unsern Eid? Wir müssen ihm im Gegentheil, selbst
mit Waffenmacht, nachkommen“, sprach Artevelde. „Die
Blämischen Gemeinden haben in Zeiten des Unglücks aus
Gottesfurcht Treue geschworen den Königen von Frankreich,
nur bedingungsweise und für einen gewissen Zeitraum; aber

keineswegs Personen, die durch eine verkehrte Auslegung des Salischen Erbgesetzes den Thron bestiegen haben. Der Bann trifft uns nicht; Flandern beruft sich auf den Papst selbst und der heilige Vater wird uns Recht geben. Philipp von Valois ist kein König von Frankreich; Eduard von England allein gehört die französische Krone. *) Begreift Ihr, was das sagen will, Ser van Baernemynst?"

Der Vorschöppe ergriff bewegt Artevelde's Hand und sah ihm stumm in die Augen.

"Was wir zu fürchten haben", fuhr der weise Mann fort, "ist der nachtheilige Einfluß, den das Ausrufen des Bannes auf die Bürger von Gent ausüben könnte. Ich werde morgen früh zum Volke reden und sein Gemüth waffen gegen solche Nachricht. Ruft Ihr unterdessen heute gegen Abend die Schöppen auf dem Schöppenhaus zusammen. Wir werden sogleich Meister van den Borsche nach Lüttich senden zu den Gottesgelehrten, um Rath zu holen über die Appellation an den Papst. Die Geistlichkeit ist auf unserer Seite; wir werden den Dechant ersuchen, zum Bischof von Doornik zu gehen, um Aufschub des Urtheils zu erlangen, bis über unsre Appellation entschieden sei. Was daraus auch komme, der Zweifel über die Gültigkeit des Bannes wird Flandern retten. Morgen bereits verordne ich eine Waffenschau des Gentischen Heeres. Wir werden bereit sein, Freund Maes; wir haben Zeit genug; man kommt nicht in einem einzigen Tage von Nyssel nach Gent, vorzüglich wenn unterwegs noch Blamingen sind."

"Ich bewundere Eure Weisheit", sagte der Vorschöppe, "wirklich, so verliert die schreckliche Waffe Frankreichs alle ihre Kraft; aber ich weiß nicht, ob wir wohl auf die an-

*) "Philipp der Schöne, König von Frankreich, hinterließ drei Söhne, die alle nach der Reihe den Thron bestiegen, doch ohne Erben starben. Die Mutter Eduards von England war Tochter Philipps des Schönen, und behauptete, daß sie oder ihr Sohn, nach dem Tode ihrer drei Brüder, die Krone Frankreichs erben müßte. Philipp von Valois war Sohn eines Bruders von Philipp dem Schönen, und machte darauf Anspruch, als erster Erbe angesehen zu werden, indem er vorgab, daß das Salische Gesetz die Frauen für unfähig zum Erben der Krone erkläre, ob schon man bis dahin von so einem Ausfluß nichts gewußt hatt. Er bemächtigte sich des französischen Thrones, bevor dieser Streit entschieden war. Es folgte daraus ein hundertjähriger Krieg." Sismondi, Geschichte der Franzosen.

bern Städte von Flandern rechnen können. Der Graf scheint durch das Verleihen verderblicher Vorrechte an Brügge und Ypern die meisten Flamingen von uns abgewendet zu haben; vielleicht wird Gent allein dem Unwetter gegenüber stehen."

"Möglich", antwortete Artevelde, "obchon ich überzeugt bin, daß beim Herannahen von Frankreichs Heeresmacht ganz Flandern wie ein Mann sich erheben wird. Auf alle Fälle werde ich an der Spitze meiner heldenmüthigen Genter nicht zögern, Frankreichs Heer entgegen zu ziehen, mit der Hoffnung auf einen ruhmvollen Sieg. — Und sollte das Glück dem guten Rechte fehlen, dann rufen wir Eduard von England zu Hülfe, um die verletzte Neutralität des Flandernschen Landes zu rächen; er wünscht nichts sehnlicher. — Philipp von Valois weiß nicht, was für ein gefährliches Spiel er wagt; er weiß nicht, daß Flandern vielleicht den achten König von Frankreich nach Paris geleiten wird!"

"Habt Dank, Meister Jacob", sprach der Borschöppe, indem er auf's Neue die Hand seines Freundes drückte; "Ihr habt mir wieder Ruhe und Muth zurückgegeben, eine dunkle Zukunft hatte sich vor meinem Geiste ausgebreitet; Euer kräftiges Wort hat ein hoffnungsvolles Licht vor meinen Augen aufgehen lassen. Wohlan, vorwärts für Freiheit und Vaterland!"

Mit diesen Worten wollte der Borschöppe den weisen Mann schnell verlassen; aber dieser hielt ihn zurück, führte ihn zum Fenster und sprach:

"Seht, Ser van Barnewyl, wie vergnügt, wie froh das Genter Volk hier auf dem Markte sich umhertreibt; vielleicht wird es schon in wenigen Tagen sein Blut für die Freiheit zu vergießen haben; manche dieser Frauen werden einen Gatten, viele dieser Kinder vielleicht einen Vater zu beweinen haben. Nicht wahr, es würde grausam sein, diese reine Freude zu unterbrechen, da man nicht weiß, ob nicht morgen schon Schreck und Trauer sie ablösen werden? Laßt diese muthigen Bürger einige Stunden reines Glück genießen, Freund; stören wir jetzt wenigstens die allgemeine Freude noch nicht."

„Was meint Ihr, Meister Jacob?“

„Daß Ihr Niemanden auf der Welt etwas von unserer Unterredung meldet, bis diesen Nachmittag spät; denn, wie geheim es auch bleibe, es läuft doch wie der Wind im Volke herum.“

„Wirklich, dieser Tag ist der schönste, den wir seit lange verlebt haben; ich will ihn nicht stören.“

„Habt Ihr vor Mittag einige eilige Sachen abzumachen, Ser van Baernewyl?“ fragte Artevelde.

„Nein!“ war die Antwort; „ich hatte mir vorgenommen, einmal den Jahrmarkt auf und ab zu wandeln; aber durch die ernste Nachricht ist mir die Lust dazu vergangen.“

„Kommt, kommt!“ rief Artevelde, indem er mit freundlichem Lächeln seinen Freund nach der Treppe führte, „alles hat seine Zeit, Ser Maes; vielleicht werden wir bald Arbeit genug bekommen. Heute sei ein Ruhetag. Geht mit mir; meine Frau und Tochter warten auf mich da unten mit Meister Ghelnoot und dem Sohn des Oberältesten; wir werden, zusammen plaudernd, den Jahrmarkt besuchen; die Freude erhellte den Geist; vielleicht finden wir noch bessere Gedanken.“

Sie waren die Treppe herunter und an die Thür des Rathhauses gekommen.

„Gut!“ sagte der Vorschöppe, „ich nehme Euren Vorschlag an; aber wie werden wir mit der Wache von St. Johann durch's Volk gelangen?“

„Meine Wache bleibt hier stehen“, antwortete Jacob; „Ihr findet das unvorsichtig, nicht wahr? Die bezahlten Mörder, die man gegen mich ausschickt?! Ach, die Genter sind meine beste Leibwache; und ich sage es mit tiefgefühltem Stolz: die Zeit, Artevelde zu treffen, wäre wirklich schlecht gewählt, wenn er in der Mitte des Genter Volks sich befindet. Kommt, keine Furcht! Gott behütet uns Alle.“

Nicht weit vom Rathhaus, an der Ecke der langen Münze, fanden sie Frau Catheline van Drongene, Jacobs Ehegattin mit ihrer Tochter und ihrer Magd stehen. Ghelnoot van Lens war im Gespräch mit einem Fleischermeister aus seiner Nachbarschaft begriffen.

Gieven Denys bot der schönen Beerle die Hand und

fühlte sein Herz von Stolz und Freude klopfen, als er die Blicke der Vorbeigehenden mit Bewunderung auf das Mädchen gerichtet sah. Und wirklich umschwebte in diesem Augenblicke die junge Beerle etwas Zauberartiges, wie eine Atmosphäre von Glück und Liebe. Ihr Gesicht glänzte von heiterm Lächeln, ihre kohlschwarzen Augen schweiften funkelnd über den Markt und sie erhob kühnlich den schlanken Hals, als hätte sie gefühlt, daß Artevelde's Blut durch sein vaterländisches Werk auch in den Adern seiner Tochter geädelt war. Gewiß, sie bedurfte, um schön zu sein, weder prächtiger Kleider, noch reicher Juwelen, obwohl sie diese jetzt trug. Der Schlepprock von himmelblauer Seide wallte in Falten um ihren Leib, eine kunstvoll gearbeitete goldne Kette erglänzte auf ihrer Brust; und das Kopfstuch, von weißer durchsichtiger Farbe, schmiegte sich ihr um Hals und Nacken, indem es das zarte Roth ihrer Wangen noch erhöhte.

Lieven Denys stand neben ihr in ganz verschiedener Haltung; wohl schlug auch ihm das Herz und glühte vor Stolz, doch wagte er nur dann und wann seine Blicke zu Beerle zu erheben und sah die meiste Zeit träumend und mit ungewissem Blick vor sich zur Erde nieder. Es war, als ob er gefürchtet hätte, Jemandem in der Welt zu verrathen, was in seinem Herzen vorging; als ob er fürchte, durch seine Blicke einen Theil des seligen Entzückens zu verlieren, welches ihn jetzt unter seine süße Gewalt niederbeugt hielt.

Von Zeit zu Zeit, wenn irgendwo ein Lied zur Ehre ihres Vaters aus dem Haufen aufstieg, drückte Beerle bewußtlos Lievens Hand, so daß dieser sichtbar vor Aufregung bebte. Hätte man ihm Schätze geboten für diesen Tag, er würde sich geweigert haben. Ging er nicht Hand in Hand mit der schönen Beerle, der Tochter des weisen Mannes, vor Jedes Augen einher! Und war das nicht für ihn ein Pfand, daß sie ihm allein und keinem andern Manne auf Erden in Liebe beschieden war?

Nachdem Frau van Artevelde die Männer begrüßt und einige freundliche Worte mit dem Vorschöppen gewechselt hatte, rief sie ihre Dienstmagd zu sich und ging zwischen

ihrem Manne und Ser van Baernewyk auf den Markt, während Beerle und Lieven ihr folgten. An der andern Seite der Magd ging Ghelnoot van Lens, der Hauptmann von St. Nicolaß, der nichts that als lachen und scherzen mit Allem, was er hörte und sah.

Ueberall, wo der weise Mann mit den Seinigen sich zeigte, öffnete das Volk ehrfurchtsvoll seine Reihen. Sie naheten bald den Buden und blieben einige Zeit vor einer schönen Ausstellung aller Arten goldner Tücher stehen. Frau Artevelde hatte schon mehr als einmal ein Stück, mit Silber und Gold durchwebt, gesehen und angefaßt. Artevelde, der unterdessen beschäftigt war, mit dem Kaufmann zu sprechen, hörte mit einem Male hinter seinem Rücken eine Stimme, die da sagte:

„Was! Er sollte mich nicht wiederkennen? Ich wette darauf Alles, was Ihr wollt; und ich werde ihn anreden, daß Ihr es Alle seht und hört. Wartet nur etwas, bis er sich umdreht!“

Diese Stimme mußte Artevelde getroffen haben; denn er wandte sich mit heiterm Lächeln nach den Handwerkern, die hinter ihm standen, ging geradezu auf einen von ihnen los, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ah, guten Tag, kühner Freund; ich bin erfreut, daß ich Euch begegne. Erinnert Ihr Euch noch, daß Ihr mir sagtet: es muß Blut oder Arbeit geben?“

Die Hand des Lieven Comyne bebte vor Aufregung in der Hand des weisen Mannes und er sah ihm stumm in die Augen, während ein Ausdruck von Glück sein Gesicht wie verklärte.

„Arbeit gibts jezt“, fuhr Artevelde fort, „Blut noch nicht; aber wenn Flandern es verlangt, wirds auch nicht am guten Genter Blut fehlen, nicht wahr, Gesellen?“

„Blut fürs Vaterland!“ flüsterte der junge Blaufärber in der äußersten Begeisterung. „In Gent? Ach, das werden wir sehen; Persemier rufe nur einmal vom Belfroot: der Feind! der Feind! und Ihr werdet die Genter Löwen brüllen hören vor Freude!“

„In Erwartung, daß Flandern uns rufe, müssen wir ruhig und fröhlich genießen des Glückes, das Gott uns ge-

schenkt hat", sagte Artevelde: „aber das Herz muß frisch bleiben, so wie das Eure, kühner Gesell!"

„Ihr habt gesagt: Habt Blämischen Muth!" erwiederte Jan der Strohecker, der hinter den Andern stand und jetzt mit Kraft auf seine Brust schlug. „Dies Wort bleibt da geschrieben stehen."

Artevelde ließ Livens Hand los, um die des Stroheckers zu ergreifen.

„Noch einer meiner Freunde", sagte er lachend.

„Mich erkennt Ihr also auch noch?" rief Jan voll Freude und Stolz.

„Sind wir nicht alle zusammen Söhne Gents, die geschworen haben einander mit Gut und Blut beizustehen zu Flanderns Befreiung?" antwortete Artevelde. „Brüder in Freude, Brüder in Leiden, Brüder selbst bis in den Heldentod?"

Lieven Comyne hatte sich umgedreht, um sein Gesicht zu verbergen; er hatte lange gegen sein übermächtiges Gefühl gekämpft, jetzt konnte er sich der Thränen nicht mehr erwehren.

Der weise Mann sah den muthigen, gefühlvollen Gesellen mit Bewunderung an; er klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

„Freund, Ihr heißt Lieven Comyne, glaub' ich, und Ihr wohnt bei St. Beerlekapelle. Wenn Flandern das Leben eines Helden verlangt, werde ich mich Eurer erinnern."

„Dank, Dank, Meister Jacob", antwortete Lieven mit erstickter Stimme; „ich werde warten; aber ich rechne auf Euer Wort . . ."

Beerle zog in diesem Augenblick ihren Vater beim Arm und sagte:

„Aber, Herr Vater, Ihr laßt uns so allein, das ist nicht wohl gethan. Seht einmal, was für ein schön Stück goldnes Zeug Mutter hat."

Artevelde drückte noch einmal die Hand von Lieven Comyne und seinen Freunden; dann wendete er sich um nach der Bude.

Der entzückte Blaufärber wischte auf einmal die Thränen aus seinen Augen und rief wie außer sich:

„Kommt, kommt, Gesellen; ich gebe vier Kannen Wein im goldnen Schwan. Trinken! trinken! Denn es brennt mir um's Herz herum. Noch einmal den frohen Tag schön gefeiert! Habt Blämiſchen Muth! Habt Blämiſchen Muth!“

Mit dieſen Worten ſprang er voraus nach der Wandeltiege und bahnte ſeinen Freunden jauchzend einen Weg durch das Volk.

Als Artevelde ſich umdrehte, verließ ſeine Begleitung gerade die Bude; er ſah, daß ſeine Frau ein Stück goldnes Zeug ihrer Dienſtmagd Jaquemynne zu tragen gab, und ſagte, freundlich ſcherzend:

„So, ſo, Catheline, der Kauf mag gelten! Was koſtet er Dich?“

„Nichts“, antwortete Frau Artevelde; „es iſt ein Geſchenk von Ser van Baernewyk.“

„In der That, Ser Maes“, ſagte Jacob, „Ihr erinnert mich daran, daß alle Freunde ſich heute Geſchenke geben.“

„Aber ich bin Wittwer“, lachte der Vorſchöppe, „also muß ich wohl auf Eure Gegengabe verzichten.“

„Das wollen wir ſehen“, antwortete Artevelde, während er ſeine Tochter vor die Bude brachte. „Nun, Beerle, die Du einen ſo guten Geſchmack haſt, wähle mir ein Stück Goldtuch für Jungfrau Chriſtina van Baernewyk.“

Die Wahl war bald getroffen und der Kauf geſchloſſen; Artevelde öffnete ſeine Taſche und bezahlte, worauf er das Geſchenk gleichfalls der Magd auf den Arm legte und plaudernd mit ſeiner Geſellſchaft die Buden entlang wandelte. Beim Thürmchen, wo die Kameele mit ihren langen Hälfen über die Zelte reichten und die Neugier des jauchzenden Volkes erregten, blieb Beerle vor einem Tiſche ſtehen, auf welchem alle köſtlichen Juwelen des Orients zur Schau lagen. Ein Türke mit ſeinem afrikanischen Sklaven ſaß ruhig dabei und trank aus einer ſilbernen Schale. An ſeiner andern Seite ſtand ein Dolmetſcher.

Beerle hatte bereits einige koſtbare Gegenſtände vom Tiſch aufgenommen und lüſtern in der Hand gedreht, bis ſie endlich in Zweifel zu ſtehen ſchien zwiſchen zwei Perlenſchnuren; die eine war ſchwer und ſicher ſehr theuer, die

andere dagegen kleiner und leichter. Auf ihre Frage nach dem Preise bekam sie zur Antwort:

„Die größere kostet zehn Pfund Groten, die kleinere läßt man für drei Pfund.“

„Wohlan“, sprach Beerle, indem sie sich zu Lieven Denys wendete und ihm die große Schnur zeigte; „Du suchst schon so lange nach einem Marktgeschenk für mich, hier ist nun eins, was mir gefällt. Sieh, ob der Kaufmann nichts von seinem Preis ablassen will.“

Lieven Denys ließ Beerle's Hand los und bückte sich, um das Roth zu verbergen, das ihm jetzt auf Gesicht und Stirn stieg.

„Es ist so theuer, Beerle“, seufzte er traurig; „so viel Geld habe ich in meiner Tasche nicht.“

„Ach!“ rief Ghelnoot van Lens, „sollte der Wunsch der schönen Beerle aus solchen Gründen unerfüllt bleiben? Ich muß auch mein Marktgeschenk machen. Wohlan, ich werde die Halschnur kaufen: Lieven wird wohl etwas Anderes finden.“

Ein krampfhaftes Zittern durchlief Lieven's Glieder und er warf einen blitzenden Blick auf Ghelnoot, der ihn betroffen ansah, als ob er die Ursache dieses plötzlichen Grimmes nicht vermuthete.

Unterdeß hatte Beerle die Hand Lieven's wieder ergriffen, und als sie fühlte, wie der Jüngling bebte, hatte sie begriffen, was in seinem Gemüth vorging. Sie sprach wie verwundert:

„Ei, Du verstehst mich nicht, oder ich habe verkehrt gezeigt? Denkst Du, daß ich die schweren Perlen um meinen Hals haben wollte; das ist ja ein Schmuck für eine alte Matrone! Diese lieben kleinen Perlen will ich haben . . . und, Meister Ghelnoot, ich würde doch in keinem Fall ein erstes Geschenk annehmen als nur von Lieven allein; hört Ihr wohl? Nun, kauf' es nur, Lieven; ich hänge es noch gleich um meinen Hals!“

Der beruhigte Jüngling drückte des Mädchens Hand und hob muthig das Haupt auf. Während Ghelnoot lachend da stand, bezahlte Lieven den Schmuck und gab ihn Beerle, die ihn wirklich sogleich um ihren Hals hing. Dieser Beweis von Liebe rührte den jungen Lieven tief und vertrieb

ganz die Eifersucht, welche ihn so eben gewaltig überrascht hatte. Er ging zu Ghelnoot, ergriff seine Hand und sprach:

„Meister van Lens, Ihr müßt mir schon etwas vergeben; es ist ein Gefühl in mir, das ich nicht bezwingen kann; aber es ist doch nicht so schlimm gemeint. Also denkt nicht mehr daran und laßt uns gute Freunde sein.“

„Was das Letzte betrifft, auf ewig, Lieven; denn bei Euren unbegreiflichen Grillen, seid Ihr doch ein kühner und braver Gesell. Aber wenn Ihr die Absicht habt, aufzubreusen, hättet Ihr mir das wohl etwas eher sagen können. Nun, nun, es ist nichts dabei verloren; ich weiß es bereits nicht mehr, daß Ihr wieder böse geworden seid um ein unschuldiges Wort. — Kommt, jetzt schnell vorwärts; dort weit von hier steht Meister Jacob.“

Lieven und Beerle folgten Ghelnoot bis zur Gesellschaft, die vor einer Wassenbude stehen geblieben war und wartete; nachdem sie einige Worte über Lieven's Geschenk gerechelt hatten, wollten sie alle schneller vorwärts schreiten, um zu den Bossenreißern und Gaultlern zu gelangen; aber plötzlich hörte man von Ferne in der Richtung des Steindammes die Hufe eines Pferdes und sogleich strömte das Volk nach dieser Seite, als ob man geahnt hätte, daß da etwas Wichtiges bevorstände.

Der Reiter, der mit verhängtem Zügel über die Kirchbrücke gesprengt kam, prallte an die dichtgedrängte Volksmenge an und sah sich genöthigt, sein Pferd zum Stehen zu bringen. Sein Gesicht glühte vor Ermüdung, der Schweiß lief stromweise von dem dampfenden Leibe seines Rosses herab; Mann und Thier waren mit Staub bedeckt und keuchten, um wieder zu Athem zu kommen.

Das erste, was der Reiter that, als er etwas Luft geschöpft hatte, war, daß er sich in den Steigbügeln in die Höhe hob und mit erhobenem Arme ausrief:

„Wehe! wehe über Gent!“

„Von woher kommt Ihr?“ rief man von allen Seiten.

„Von Rupelmonde“, war die Antwort. „Ich muß den Oberhauptmann sehen. Wo werde ich ihn finden?“

„Er ist auf dem Markt!“ rief man ihm zu.

„Ein Handwerksgefell nahm den Zaum des Pferdes und es durch das Volk fortziehend, sagte er:

„Kommt her, ich werde Euch vor den Oberhauptmann führen.“

Eine tiefe Trauer verbreitete sich über das Gesicht aller umstehenden Bürger; sie sprachen mit leiser Stimme und fragten einander:

„Sollte Segher de Cortracyn getödtet sein?“

Jacob van Artevelde ging mit Ser Baernewyl zum Boten, der ihm ein geschlossenes Pergament überreichte. Das Volk wich aus Ehrerbietung zurück und bildete um den Oberhauptmann einen Kreis; alle Augen blieben unterdessen auf ihn gerichtet.

Der weise Mann öffnete die Botschaft, ohne daß sein Gesicht die geringste Empfindung verrieth; aber kaum hatte er das verhängnißvolle Blatt entfaltet und gesehen, was für eine Nachricht es enthielt, als er bleich wurde wie eine Leiche und das Haupt tief beugte, während er die Hand des Vorschöppen krampfhaft ergriff und mit dumpfer Stimme zu ihm sagte:

„Der Marschall von Gent enthauptet! Die Leiche von Segher de Cortracyn in einem bleiernen Sarge aus Rupelmonde getragen!“

In diesem Augenblicke hörte Artevelde einen schmerzlichen Schrei einer Frauenbrust entsteigen und über den Markt schallen.

„Um Gottes Willen! Ser van Baernewyl“, seufzte er; „meine Frau nach Hause; es ist ihr Vater!“

Der Vorschöppe begriff, daß der Freitagsmarkt der Ort nicht war, wo Frau Artevelde die Bestätigung ihrer schrecklichen Vermuthung erfahren mußte; er ließ den niedergebeugten Artevelde mit der Hand vor den Augen stehen und gab Ghelnoot van Lens seinen Wunsch zu erkennen.

Während man beide Frauen durch die Menge von dem Markte wegführte, stand das Volk mit Thränen in den Augen, still und stumm um Artevelde. Es fühlte, was für ein Schmerz den Busen des weisen Mannes zerreißen mußte, und ehrte sein Leid hinlänglich, um es nicht zu stören.

Plötzlich erhob Artevelde das Haupt und lauschte auf

einen fernen Schall. Die Menge sah gleichfalls verwundert auf.

Da hörte man Bersemier auf dem Velfroot: Feind! Feind! blasen, — und unmittelbar darauf die eherne Stimme Rolands Sturm rufen, daß seine Töne über die ganze Stadt donnerten.

Es war ein schrecklicher, aber erhabener Augenblick, als die Frauen und Kinder erschreckt und heulend nach allen Straßen hin vom Markt wegrannten, — während die Männer mit gen Himmel erhobenen Armen: Heil! Heil! riefen, und jauchzend um ihren Oberhauptmann standen, als hätte der alte Roland ihnen eine Kirchmefß verkündigt.

Während Jeder noch in Zweifel war über die eigentliche Ursache des Sturmes, kam ein Stadtbote vom Velfroot zu Artevelde gelaufen und sprach eilig:

„Oberhauptmann, Bersemier sieht eine Schaar Reiter auf der Straße von Biervliet in vollem Trabe nach der Stadt zugesprengt kommen; jetzt sind sie bei Everghem.“

„Aha, Gesellen“, rief Artevelde mit mächtiger Stimme, „da sind die Leliards von Biervliet! Jetzt werden wir den ermordeten Segher rächen! Auf, auf, Genter! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Dieser Ruf war noch nicht ganz seinem Mund entflohen, als bereits alle Männer mit rasendem Gejauchz längs der angrenzenden Straßen vom Markt enteilten, um ihre Waffen zu holen. Einige Augenblicke danach sah man aus denselben Straßen die Gesellen mit Goedendags, Armbrüsten und Schwertern herangelaufen kommen; der Zufluß wurde in kurzer Zeit so groß, daß der Freitagsmarkt alsbald mit Fahnen und Standarten von verschiedener Farbe und Gestalt bedeckt erschien. Jeder ordnete sich unter das Fähnlein seiner Zunft, und je nachdem neue Gesellen ankamen, bildete man regelmäßige Glieder, wie man immer in solchen Umständen zu thun gewohnt war.

Unterdessen durcheilte in jedem Stadtviertel ein Mann zu Pferd die Straßen, mit der Blutfahne in der Hand und schrie: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ um die Bürger, die zum Heer der Zünfte gehörten, nach dem Freitagsmarkt zu rufen.

Während die Zünfte sich schlachtfertig machten, stand Artevelde mit den Hauptleuten der Kirchspiele, mit den Schöppen und den Aeltesten beim Rathhaus. Die Zeit war zu kurz, um lange zu berathen; auch war der Plan des Oberhauptmanns bald entworfen.

Obschon er wohl vorhersah, daß die Reiter von Biervliet die Stadt an dem Muide Thor angreifen würden, weil sie an den andern Seiten durch die Schelde und die Leye verhindert waren, so gab er nichts desto weniger Befehle, nach jedem Thor eine starke Wache zu senden.

Er selbst stellte sich an die Spitze des größten Theiles des Heeres und zog durch das Grauthor hinaus; bis er sich mit seiner Schaar auf der Straße von Biervliet befand.

Hier ließ er, quer über den Weg, die Weber ihre Goedendags mit dem untersten Ende in die Erde pflanzen und eine eiserne Mauer bilden, dann rief er zum Heer:

„Freunde, guten Muth! sie, die uns anfallen wollen, haben sich gerühmt, daß sie auf die Thore Gents schreiben würden, wir seien Feiglinge. Wir werden ihnen einmal lehren, wie man in Gent auf solche Großprahlerei antwortet . . . Bleibt alle still und schweigt . . .“

Nachdem er diese wenigen Worte gesagt hatte, führte Artevelde die eine Hälfte der übrigen Gesellen höher hinauf, neben die Straße in den Wald und gab Ghelnoot van Lens Befehl, mit der zweiten Hälfte gleichfalls einen Hinterhalt an die andre Seite des Weges zu legen.

Diese Anordnung war kaum ausgeführt, da zeigten sich die Reiter in der Ferne; da sie nur einen kleinen Haufen Bürger auf dem Wege stehen sahen, rannten sie desto fester vorwärts und gedachten die Weber mit ihren Goedendags in einem einzigen Angriff über den Haufen zu werfen. Und wirklich, als sie einige Bogenschuß weit genakt waren, gaben sie ihren Pferden die Sporen und stürmten in ungestümmem Jagen auf die Spitzen der Goedendags los. Durch diesen heftigen Anprall kam einige Unordnung in die Reihen der Weber und schon jauchzten die Reiter über ihren Sieg. Aber nun fielen die Gesellen mit Jacob van Artevelde und Ghelnoot van Lens aus ihren Hinterhalten den Feind von beiden Seiten an und warfen in weniger als

einem Augenblicke alles über den Haufen, was in ihren Bereich kam.

Als die hintersten Reiter dies sahen, begannen sie Verrath! Verrath! zu rufen und flüchteten so schnell sie nur konnten, vom Schlachtfelde, die Straße nach Biersliet zu. Sie ließen so ungefähr 200 ihrer Gefährten umringt von wohl tausend Blamingen, die kurz Spiel mit ihnen machten und sie haufenweise niederfällten.

Die Reiter wehrten sich wüthend, bis ihre Anzahl fast ganz aufgerieben war und sie zwischen den getödteten Pferden und Leichen sich nicht mehr vertheidigen konnten. Dann streckten sie ihre Schwerter und baten um Gnade.

Der Streit war aus; man entwaffnete die Reiter und stellte sie nebst den noch übrig bleibenden Pferden unter die Obhut einer Wache.

Nachdem man einige Augenblicke ausgeruht und die Stadtkirurgen Meister Spelliaerde und Arnold van Leone mit ihren Gehülfen die Verwundeten verbunden hatten, ließ Artevelde zum Abzug blasen. Sobald das Heer wieder gliederweise auf der Straße geordnet war, rief Artevelde zu seinen Mannen:

„Gesellen, was wir da eben gethan haben, ist der Mühe nicht werth, davon zu sprechen; aber nun haben wir die Hände frei. Man hat uns zuerst angegriffen, wir werden uns rächen! Macht Euch jetzt bereit zu einem ernsthaften Kriege. Wir werden dies Nest Biersliet einmal plündern!“

Hierauf gab er Befehl zum Abzug; und das Genter Heer zog singend mit der Beute und mit den Kriegsgefangenen in die Stadt.

V.

Sechs Stunden Weges von Gent in Seeländisch Flandern lag das Städtchen Bierliet, das die umliegende Fläche mit seinen dicken Wallthürmen und hohen Mauern beherrschte. Obschon nicht groß von Umfang, war es doch sehr fest und man rühmte es als eine beinahe uneinnehmbare Festung. Diesen Platz hatte der König von Frankreich auf den Rath des Grafen auserkoren, um von da aus die Genter zu belästigen und sie zu zwingen, einen Theil ihrer Macht nach dieser Seite hinzuwenden, während er längs der Hennegauschen Grenzen mit dem großen französischen Heere in Flandern einfallen würde.

Zuerst war Bierliet das Asyl gewesen für alle Verwiesenen, Veliards und französische Landstreicher, die unter dem geheimen Schutze Frankreichs allda zusammenliefen und scheinbar als unabhängige Freischärler sich gebahrten.

Somit konnte man nicht sagen, daß Philipp von Valois oder der Graf die Blamingen angriff; und die Genter, durch diese List gelähmt, konnten in dem Entstehen dieser feindlichen Macht kein Recht zu einem gesetzmäßigen Kriege finden, so lange dieselbe nicht das Grundgebiet ihrer Stadt angriff.

In den letzten Tagen waren auf einmal fünfhundert französische Reiter in Bierliet eingezogen, augenscheinlich um mit den Veliards vereinigt, den König von Frankreich in seinem Zuge gegen Gent, den er zu unternehmen im Begriff war, zu unterstützen. Diese fremden Söldner und Ritter gaben sich gleichfalls für eine Freischaar aus, doch

es war an ihrer Sprache und ihrer Ausrüstung unverkennbar, daß sie noch unlängst im französischen Heere gestanden hatten.

Durch sich selbst konnte Bieroliet, wie stark seine Besatzung auch sein mochte, den Gentern nicht die geringste Furcht für ihre Freiheit einflößen; aber um diesen Mittelpunkt sammelten sich alle Veliards und Unzufriedenen der Blämischen Städte, und setzten die Genter in Furcht. Und dies um so mehr, da Frankreichs Geld Ueberschuß unter diesen Freibeutern erzeugte und viele Leute durch die Hoffnung auf ein lustiges Leben und großen Gewinn angelockt wurden, sich unter die Veliards zu begeben.

Artevelde hatte schon lange den Anwachs der Besatzung von Bieroliet mit Kummer und Grimm bemerkt; aber weil er sich zum festen Grundsatz gemacht hatte, niemals den Boden des Gesetzes und Rechtes zu verlassen, blieb er unthätig gegen die feindliche Festung, indem er versichert war, daß die Veliards ihm wohl einmal selbst das Recht bringen würden, sie zu zerschmettern.

Dies war jetzt, durch den letzten Angriff auf Gent nach seinem Wunsch geschehen; die Gemeinde durfte sich gegen ihre eigenen Feinde vertheidigen; und weil diese als Freigänger unter Niemandes öffentlichem Befehl oder Schutz standen, konnte man sie bekämpfen, ohne durch diesen Kriegszug einen Eingriff zu thun in die Oberhoheit des Grafen. Der König von Frankreich hatte sich also in seinen eigenen Netzen gefangen und der Genter Gemeinde das unbestreitbare Recht gegeben, selbst außerhalb ihres Grundgebiets den Krieg zu führen.

Der weise Mann ließ diese Gelegenheit nicht entchlüpfen, um so wie er gesagt hatte, das Nest der Veliards zu brechen. Sechs Tage waren vergangen, als er bereits mit vier tausend heldenmüthigen Gentern vor Bieroliet erschien und nach einem hartnäckigen Gefecht mit der feindlichen Reiterei, seine Zelte im Angesicht, aber außer dem Bereich der Festung aufschlug.

Er gedachte zuerst die Besatzung durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen und ließ in dieser Absicht die Stadt umzingeln und alle Straßen bewachen. Er ersuhr aber

balb, daß dies Mittel nicht ausreichen würde, weil die mächtige Reiterei der Leliards fast täglich Ausfälle machte und leicht durch das Genter Fußvolk brach, um Proviant und sogar Hülfsstruppen in die Stadt zu bringen. Allerdings fielen dabei jedesmal blutige Scharmügel vor und die Leliards verloren Leute genug; aber die Belagerung schritt dadurch nicht merklich vor.

Artevelde schien seinen Aufenthalt vor Bierliet absichtlich zu verlängern und keineswegs sich mit einem entscheidenden Angriff auf die Festung zu beeilen. Er war hier in der Nähe von Westfländern und machte sich die Gelegenheit zu Nuze, um die andern Städte zum Widerstand und zum Bündniß mit den Gentern zu vermögen. Es gelang ihm dies vollständig. Täglich kamen Gesandte von Brügge, von Ypern, von Thourout, von Dirmude, von Beurne oder von andern Blämischen Gemeinden in sein Lager, um sich mit ihm heimlich über die Bedingungen des Vertrags zu verständigen. Außerdem besanden sich mit Artevelde vor Bierliet sieben der tüchtigsten Schöppen von Gent, und diese reisten nach allen Richtungen umher, um überall den vaterländischen Stolz anzufeuern, wo die Anhänger Frankreichs ihn noch unterdrückt hielten. Binnen Kurzem bestand zwischen allen Städten Flanderns ein mächtiges Bündniß, wobei Jeder geschworen hatte, zu den Waffen zu greifen, sobald der Fremde es wagen würde, seinen Fuß auf Blämischen Boden zu setzen. Die Stadt Gent wurde anerkannt als Mittelpunkt der Vereinigung.

Als Artevelde seinen geheimen Plan ausgeführt sah, begann er ernsthaft auf Mittel zu denken, um Bierliet in seine Gewalt zu bekommen. Seine Mannschaften murrten täglich über ihre Unthätigkeit und er fürchtete mit Grund, daß ihr Vertrauen und ihr Muth ermatten würden, wenn ihnen noch länger der so glühend ersuchte Streit verweigert würde.

So beschloß er denn, zur großen Freude der Gentern, einen allgemeinen Sturm zu wagen, mit seinen Mannen die Festungsmauern zu ersteigen, und sich durch einen entscheidenden Schlag der Stadt zu bemächtigen.

Am Morgen des zum Sturm bestimmten Tages herrschte eine ungewöhnliche Regsamkeit in der einen Hälfte des Blämischen Heerlagers. Hier waren die Ribauden hinter den Zelten mit dem Zurüsten des großen Stadtbogens und der Ballisten beschäftigt, während einige Knechte die Pferde fütterten, die vor die Maschinen gespannt werden mußten. Nicht weit von dort fügten die Zimmerleute schwere Sturmleitern in einander, und von allen Seiten trug man Holzstücke, Stricke und lange Haken zusammen, nach dem Platze, wo die Maschinenmeister mit ihren Knechten sich befanden.

In verschiedenen Winkeln des Lagers, auf mehr als einer Gasse standen zahlreiche Karren mit Reißholz und Bündeln, die man aus den Maldeghem'schen und Ecloo'schen Wäldern gehauen hatte, weil man in der eingedeichten Ebene von Bieroliet wenig Holzung antraf. Die Wallerkunft, die im Angriff den Vortritt haben sollte, arbeitete an dem Abladen der Karren; jedem Gesellen ward ein schwerer Holzbüschel gegeben, mit dem Befehl, diesen unter dem Stürmen vor auszutragen, und an der angewiesenen Stelle in den Stadtgraben zu werfen.

Zwischen dieser emsigen Menge liefen viele Händler mit Wein und allerlei gedörrtem Fisch und Fleisch, das sie den Gensern feil boten. In Erwartung des Kampfes ward fröhlich auf den Sieg getrunken und man sang manches begeisternde Kriegeslied.

Dieser Theil des Heeres sollte den Sturm unternehmen, und stand unter dem unmittelbaren Befehl von Jacob van Artevelde und Ghelnoot van Lens. Er war meist aus Walkern und Gliedern der Kleinen Zünfte*) zusammengeſetzt.

Die zweite Hälfte bestand aus den Mitgliedern der Weberei, nebst den berühmten Schützen der St. Jorisgilde und war dem Oberbefehl des Oberältesten Geergert Denys anvertraut. — Diese Schaar sollte am Sturmlaufen nicht

*) Die Handwerke von Gent waren in drei Hauptzünfte getheilt: die Weberei, die Walkerei und die „Kleinen Zünfte.“ Unter dieser letztern waren alle Handwerksinnungen begriffen, die weder zur Weberei noch zur Walkerei gehörten, als Fleischer, Bäcker, Schmiede, Zimmerleute, Kupferschläger u. s. w.

Theil nehmen. Da die Blamingen keine Reiterei vor Biersliet hatten, war es vorherzusehen, daß die Reiterei der Peliards während des Sturms einen starken Ausfall wagen und die Stürmenden von hinten anzugreifen suchen würde. Es wäre der Besatzung auf diese Weise nicht schwer gewesen, die Genter in Verwirrung zu bringen und vielleicht zu einem schimpflichen Rückzug zu zwingen; aber Artevelde sah die Möglichkeit dieses Umstandes vorher. Um ihm zuvorzukommen, bestimmte er nur die Hälfte seiner Streitmacht zum Ersteigen der Mauern. Die andere Hälfte unter Geeraert Denys legte er quer vor das Hauptthor von Biersliet, um die Stürmenden vor jedem Ausfall zu schützen, und nöthigenfalls im offenen Felde eine Schlacht zu liefern. Ihnen war zugleich befohlen, aus ihrem Lager ein wachsames Auge auf das Stürmen selbst zu halten, und Hülfe zu bringen oder Entsatz zu leisten, wo es verlangt werden würde.

In diesem Theile des Heerlagers sah man wenig Bewegung, die Schützen der St. Jorisgilbe probirten die Winden an ihren Armbrüsten, die Tartschenträger standen neben ihnen bereit mit dem Schild, der jedem Schützen vor den Leib gehalten werden mußte, oder halfen ihnen im Anlegen ihrer Rüstung, während man vor den übrigen Zelten, hier und da Haufen Gesellen mit Goedendag oder Schwert aus Kurzweil gegen einander fechten sah.

Geeraert Denys hatte die Aeltesten, die Centeniers und Constablers, *) die unter seinem Commando standen, vor sein Zelt kommen lassen und ihnen Artevelde's Befehle mitgetheilt. In diesem Augenblick schickte er sie gerade zu ihren Leuten zurück, indem er ihnen noch einmal sagte:

„Also, Freunde, ich kann es Euch nicht genug einschärfen; was Ihr auch sehen möget, folgt immer der Standarte von St. Joris; ich werde mich in ihrer Nähe halten und Euch führen, wohin es nöthig ist. Laßt Euch durch keine Reiterei aus Euren Gliedern locken, . . . und Niemand vergesse meine darauf bezüglichen Befehle! Geht nun zu Euren Leuten und haltet Blämischen Muth!“

*) Centeniers, Befehlshaber über hundert Mann; Constabler, im Lager, Befehlshaber über zehn Mann, in der Stadt, Quartiermeister.

Sobald die Obersten sich entfernt hatten, sagte der Oberälteste etwas zu einem Webergesellen, der fünf oder sechs Schritte von ihm Schildwacht stand, und ging dann in sein Zelt hinein. Er setzte sich auf eine Bank nieder und richtete seinen Blick in tiefem Nachdenken zur Erde. Die Seele Geeraerts Denys mußte von Freude bewegt sein, denn auf seinem Angesicht schwebte ein Lächeln voll Gist und höllischer Freude.

Raum war er einen Augenblick allein geblieben, als das Tuch seines Zeltes zur Seite geschoben wurde. Jan Calevoet, der Älteste der Zwillichweber, trat geheimnißvoll hinein und sagte zu ihm:

„Ihr habt mir da eben in's Ohr geraunt, daß ich eilig zu Euch kommen sollte. Habt Ihr gute Nachrichten?“

„Ausnehmend gut,“ antwortete Geeraert, entzückt die Hände reibend, „setzt Euch nieder, Calevoet, und sprecht leise; man möchte uns hören. . . . Auf alle Fälle habe ich befohlen, daß man Niemand meinem Zelte nahen lasse. Ach, Meister Jan, heute noch wird Flandern von seinen Verführern und Tyrannen erlöst sein! Ich könnte dies große Werk wohl allein ausführen, um das Verdienst desselben mit Niemand zu theilen; aber Ihr seid mein Freund, und wir haben bisher gemeinschaftlich für das Vaterland gewirkt.“

„Es ist wahr; ich bin Euch dankbar für die Aufmerksamkeit, aber ich glaube, daß Ihr Euch mit einer falschen Hoffnung schmeichelt, Meister Geeraert. Es scheint mir unmöglich, im Augenblick eines Sturmes an Flanderns Rettung zu denken. Was beabsichtigt Ihr denn zu thun?“

„Kommt näher,“ Calevoet. Der herrschsüchtige Tyrann wird die Stürmenden anführen; Ihr wißt, was Sturmlaufen heißt; durch die Schnelligkeit und Kraft selbst, die dazu nöthig sind, entsteht eine allgemeine Verwirrung, worin man beinahe keine Befehle mehr gibt oder empfängt. Glaubt Ihr, Calevoet, daß wenn die Reiterei von Bierliet ungehindert auf die Stürmer fallen könnte, alsdann viele entschlüpfen würden?“

„Aber wir sind hier, um es zu verhindern,“ bemerkte Calevoet.

„Und wenn wir es geschehen ließen?“ fragte Denys.

„O das wäre ein schöner Verrath, so viele Genter vernichten zu lassen!“ seufzte der Älteste der Zwillichweber.

„Aber Artevelde würde dann auch aus der Welt sein!“ sagte der Oberälteste mit triumphirendem Lächeln.

Calevoet rang in seinem Innern mit einem Gefühl des Abscheues; er schwieg eine Weile und sagte dann:

„Aber es ist ein abscheulicher Mord, Meister Geeraert!“

Auf den Lippen des Oberältesten erschien ein Ausdruck von Mitleiden oder Verachtung; er sprach ungeduldig:

„Also, Calevoet, Ihr habt nicht mehr Muth und Verstand als jeder unsrer Gesellen? Ihr fühlt Euch nicht stark genug, um für die Freiheit Alles aufzuopfern: Leben, Ansehen und Ehre? Ihr solltet zurückbeben vor dem, was man in gewöhnlichen Verhältnissen eine Missethat nennt? Ihr wißt nicht, daß die Liebe zum Vaterlande Alles rechtfertigt, selbst den Mord?“

Bei diesen Worten hatte Geeraerts Gesicht einen solchen seltsamen und abscheulichen Ausdruck angenommen, daß Calevoet betroffen antwortete:

„Nein, nein, ich nehme solche Grundsätze nicht an; was mich vor mir selbst beschämen kann, thue ich nicht.“

„Kindergeschwätz!“ sagte Denys spottend, „o, o, Freund Jan, Ihr wißt es nicht recht: einen Entschuldigungsgrund für Euer eigenes Gemüth wollt Ihr sagen? Nun, da die Leidenschaft Euch noch nicht blind macht, verlangt Ihr ein Mittel, um Euer furchtames Gewissen zu befriedigen. Wohlan, ich werd' es Euch geben.“

„Furchtsam!“ murmelte der Älteste der Zwillichweber grimmig. „Der Feind wird bald erfahren, ob Jan Calevoet dem Tod in die Augen zu sehen wagt oder nicht!“

„Ja, ja, dies weiß ich lange genug,“ unterbrach ihn der Oberälteste. „Wo gibt es einen in Flandern, der solchen Muth hat? Aber kommt her, ich weiß wohl, warum Ihr mich nicht versteht. Laßt mich nur meinen Plan erklären, dann werdet Ihr ganz mit Eurem tugendhaften Gewissen zufrieden sein.“

Er zog hinter sich mit der Hand das zusammengebundene Zelttuch auseinander und sprach:

„Seht, bemerkt Ihr dort hinten den Weinhändler, der

mit seinem Schubkarren bei meinem Sohn Vieven steht? Es ist ein Abgesandter von Ser Raneel, dem Befehlshaber der Beldiards von Biervliet. Hört nun — sogleich, da Ihr Alles wissen sollt, werde ich nach Verabredung den Weinhändler in mein Zelt rufen; ich werde ihm sagen, was er an Ser Raneel überbringen muß, um unser entscheidendes Unternehmen gegen den Tyrannen gelingen zu lassen. Es besteht darin: — der Oberhauptmann beginnt die Wälle zu bestürmen; da man drinnen seinen Plan ganz kennt, so bietet man ihm an dem einzigen Sturmplatz einen unüberwindlichen Widerstand. Hierdurch in Wuth und Raserei entflammt, rennen seine Mannschaften wüthend gegen die Festung an, und versuchen ihre Leitern aufzurichten. Alsdann fallen einige Reiter aus dem großen Eingangsthor in's Feld; ich greife diese Feinde nach Artevelde's Befehl an; sie weichen, wir verfolgen sie, und gelangen auf diese Weise aus dem Gesicht der Stürmenden. Unterdessen fällt das eigentliche Corps der Reiterei aus dem Thor und rennt in vollem Jagen nach dem Ort, wo der Oberhauptmann mit seinen Schaaren die Wälle zu ersteigen sucht. Jeder von ihnen hat Austrag, dem Tyrannen nach dem Leben zu trachten, und die Andern zu schonen, um ihn allein zu treffen. Man hofft, daß mit Artevelde's Tod der Sieg unfehlbar erkochten ist. Er wird folglich heute noch fallen..."

"Aber was Ihr vorschlagt, ist verderblich und unbesonnen!" rief Calevoet. "Daß man den herrschsüchtigen Volksführer in Stücken haue, daß man dazu auch einige Genter aufopfere, dagegen würde ich nichts einwenden; ja, ich würde aus Liebe zu meinem betrogenen Vaterlande, selbst ohne Bedenken die Hand dazu leihen; aber den Sieg den Beldiards übergeben und vielleicht den feigen Ludwig von Nevers triumphirend in Gent müssen einziehen sehen? Nein, niemals; ich stirbe lieber stehenden Fußes!"

"Gut gesagt, Freund Calevoet," antwortete Denys mit seinem falschen Lächeln, "ich bewundere Euren Patriotismus; aber ich bitte Euch, denkt ja nicht, daß diese edle Leidenschaft minder glühend in meinem Busen wohnet. Laßt mich fortfahren . . . Sobald Artevelde tödtlich getroffen ist, wird Muggelyn mit seiner Sacktuchfahne ein Zeichen nach unserm

Zelt geben; dort laß ich unsern treuen Gesellen Boudin Stichel, der in einem Athem zu mir laufen muß, um mir die frohe Botschaft zu bringen. — Wißt Ihr, was wir dann thun? Wir lassen den kleinen Reiterhaufen zur Hölle fahren, wenn er will, und kehren uns auf einmal mit jauchzendem Kriegsgeschrei nach der Festung; wir stürzen rasend auf Ser Raneel und auf seine Schaa ren, Alles über den Haufen werfend, was sich uns entgegenstellt; wir bringen den Waltern und kleinen Zünften Entsatz und zerschmettern die Veliards im offenen Felde bis auf den letzten Mann. — Der Tyrann liegt todt, die Feldschlacht ist gewonnen, und man rühmt uns als die Erretter des Vaterlands!"

"Ha, ha!" lachte Galevoet mit frohem Staunen, "wie man sich doch irren kann! Es schien mir zuerst ein schändlicher Verrath und es ist die vernünftigste Kriegeslist."

"Ja wohl! Wir opfern einige Männer auf, um die Feinde alle zusammen in's Netz zu ziehen und des Sieges sicher zu sein. Bei dieser Gelegenheit befreien wir die Genter Gemeinde von dem Unterdrücker, der ihre Kräfte in eitler Prahlerei verschwendet."

"Und Ihr seid sicher, daß es glücken wird, wie Ihr denkt?"

"Es ist unfehlbar. — Was Euch betrifft, Meister Galevoet, so habe ich Euch mit Euren hundert Mann ganz hinten gestellt; Ihr wart darüber unzufrieden, weil Ihr meine Absicht nicht kanntet. Seht hier, was Ihr zu thun habt: so bald wir gegen den Scheinangriff anrennen, müßt Ihr Sorge tragen, die vor Euch gehenden Glieder zu verhindern, auf das Sturmlaufen Acht zu geben. Außerdem, wenn das Geräusch des Kampfes einige unsrer Leute wahrnehmen ließe, daß der Oberhauptmann in Gefahr schwebt, und man willens wäre, sich nach dieser Seite zu begeben, dann müßt Ihr Euch mit aller Gewalt dagegen setzen. Dies ist das Einzige, was ich von Euch verlange; Ihr thut nichts anderes, als was ich so eben Jedem befohlen habe."

"Ich bedauere, Meister Denys, daß es mir nicht vergönnt ist, mehr beizutragen zu dieser Unternehmung. Jedenfalls dank' ich Euch, daß Ihr an mich gedacht habt."

Der Oberälteste ergriff Galevoets Hand mit Begeiste-

ung und sprach zu ihm, während seine Augen von triumphirender Freude glänzten:

„Morgen sind wir Meister in Gent, Freund Jan, und dann werden wir einmal zeigen, wie wir die Freiheit und die Volksmacht verstehen. Wir verjagen alle unsere Memmen von Schöppen; wir bannen die Veliards und die Freunde des Tyrannen aus dem Lande und nehmen ihre Güter in Beschlag zum Vorthail der Gemeinde. Dann bewaffnen wir alle Genter, sie mögen wollen oder nicht und zwingen ganz Flandern, unserm Beispiel zu folgen. Wir rücken auf Frankreich los; und, wenn es Noth thut, rufen wir England zu Hülfe. . . Binnen acht Tagen seid Ihr vielleicht schon Hauptmann von St. Michels, Meister Calevoet.“

„Wie, vielleicht?“

„Ich will sagen, daß es auch wohl einige Tage länger dauern könnte, weil eine so gründliche Umwälzung schon einige Zeit erfordert, Hauptmann von St. Michels und Stadteinnehmer, Freund Calevoet!“

„Wohl verstanden, ich nehme es nicht an, wenn Meister Geeraert Denys nicht zum Oberhauptmann gewählt wird.“

„Ich danke Euch für Eure Anhänglichkeit, Meister Calevoet; ich hoffe, daß Gent mich nicht zum zweiten Mal verkennen wird; — und ich werde zeigen, daß ein Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm geschickter ist, über eine freie Gemeinde zu befehlen, als ein furchtsamer Wortmacher, der statt aller Verdienste nur eine unersättliche Herrschsucht besitzt.“

„Aber gut, daß es mir einfällt,“ versetzte der Älteste der Zwillichweber, „wir wollen die Schöppen absetzen und die Veliards verjagen; was machen wir jedoch mit Ser van Steenbefe? Ich sehe Euch fast täglich mit ihm sprechen; er scheint Euer guter Freund geworden zu sein. Wie es möglich ist, begreif' ich nicht; er ist wohl der glühendste Veliard und der wärmste Anhänger Frankreichs, den ich in ganz Flandern kenne! Sollten wir ihn schonen?“

„Er ist es, der mir das Mittel verschafft hat, um mich mit dem Befehlshaber von Biervliet zu verständigen — und dessen ungeachtet, der Erste, den wir bannen, wird Ser van Steenbefe sein.“

„Ach!“ sagte Calevoet verwundert, „warum bezeugt Ihr ihm denn so viel Freundschaft?“

„Weil ich so viel Geisteskraft habe, um meine eigenen Gefühle des Hasses und der Abneigung zum Vortheile des Vaterlandes zu bezwingen und zu vergessen, Meister Jan. Ser van Steenbeker ist ein Veliard; ich verabscheue ihn aus dem Grund des Herzens; aber er haßt Artevelde eben so glühend als wir; ich schmeichle ihm, um ihn auf der rechten Spur zu halten und ihn inzwischen selbst zu bewachen. Wenn ich ihn sehe, kocht mir das Blut; aber ich bezwingen mich doch, und schmeichle ihm, weil das Wohl der Gemeinde es verlangt.“

„Noch eine Frage, ehe ich zu meinen Leuten gehe. Euer Sohn stand da eben bei dem Weinträger. Weiß Lieven etwas von unserm Entwurf?“

„Kein Wort.“

„Ich meine, daß Euer Sohn doch ganz schrecklich Artevelde'sch gesinnt aussieht, und überall das Lob des Betrügers verkündet. Ich traue ihm nicht recht; Ihr müßt ihm eine andere Lektion aufgeben und ihn zwingen, dem Volk die Augen über seine wahren Interessen zu öffnen, anstatt zum Vortheile unseres Unterdrückers zu wirken.“

Seitdem Calevoet den Namen Lieven's ausgesprochen hatte, war auf dem Gesicht des Oberältesten ein Ausdruck von Ungeduld und Trauer erschienen; seine Stimme hatte gleichfalls einen andern Ton angenommen. Er antwortete:

„Laßt meinen Sohn in Frieden, Freund Jan; er weiß noch nicht, was er thut. Seine Geneigtheit für den Tyrannen hat einen zu entschuldigenden Grund, der Euch nicht unbekannt ist. Ueberdies mag er denken, was er will; ich wünsche ihm Zeit zu lassen, durch Erfahrung sich selbst zu bilden. — Uebrigens wüßte er auch etwas von unserm Plan, so würde er uns doch nicht hindern können; er steht in der St. Jorisgilde und wird so nie weit von mir entfernt sein. — Geht nun nach Euren Zelten und seht, daß Ihr Eure Anordnungen gut treffet, um zu verhindern, daß Niemand sein Glied verlasse.“

„Wir haben noch Zeit; man kann doch nicht sturmlaufen, bevor die andern Karren mit Reißholz von Ecloo an-

gekommen sind. Ich wollte Euch noch über den Ribaudenkönig sprechen. Es scheint mir . . ."

"Nein, nein, Freund Calevoet, der ist an mich durch starke Bande gefesselt, fürchtet nicht für ihn. Nun, gehabt Euch wohl, Hauptmann von St. Michael!"

"Und bleibt Gott befohlen, Oberhauptmann von Gent!"

Die zwei Freunde drückten einander entzückt die Hand und jauchzten bereits zum Voraus über die Früchte ihres bösen Anschlags.

Raum hatte sich der Älteste der Zwillichweber entfernt, als Geeraert Denys einen Augenblick vor seinem Zelte stehen blieb; der Weinkrämer, der ihn gleich bemerkt hatte, nahte ihm und stellte sich, als wollte er ihm eins und das andere zum Kauf anbieten; der Oberälteste rief ihn hinein, — und Beide verschwanden im Zelte. —

Während man so, im andern Theil des Heerlagers seinen Tod berieth, stand Artevelde ruhig vor seinem Zelt und betrachtete die Festung. Sein Antlitz war still und kalt; aber sein mannhafter Blick zeugte zuweilen von einiger Ungeduld, während er über das lange Ausbleiben der Karren murrte.

Nicht weit von ihm befand sich ein Trompeter, der ihn nie verlassen durfte, selbst nicht mitten im schrecklichsten Gefecht.

Schon lange hatte Artevelde da gestanden und war viele Male hin und her gegangen, als Ghelnoot van Lens zu ihm kam und sagte:

"Oberhauptmann, die Karren mit Reißholz sind keine zehn Bogenschuß mehr von hier!"

"Endlich!" sagte Artevelde zufrieden. — "Wie halten sich unsere Leute, Meister van Lens?"

"Wie echte Genter!" lachte Ghelnoot, "Ihr werdet sie wie Katzen klettern und wie Löwen kämpfen sehen. Ich wollte, wir wären schon im Gange."

Artevelde drückte die Hand seines Freundes und sagte:

"Immer heiter, Ghelnoot, selbst vor einem Sturm. Es ist doch ein ernsthaftes Ding, Biervliet mit Leitern anzugreifen, ohne Sturmböcke und Fallthürme. Hier ist Gottes

Hülfe und echter Blämischer Muth nöthig; aber weder an dem einen noch an dem andern wird es uns fehlen. Diesen Nachmittag muß das Nest gebrochen sein; denn der König von Frankreich ist mit seinem Heere bereits in Doornik eingezogen. Wir müssen die Hände frei haben, um den Franzosen einmal eine tüchtige Lection geben zu können, so sie wirklich willens sind, Gent anzugreifen."

"Zweifelt Ihr denn an ihrer Ankunft?" fragte Ghelnoot etwas ärgerlich.

"Sicher zweifle ich daran," antwortete Artevelde, "ich getraue mir selbst darauf zu wetten, daß der König von Frankreich keinen Fuß auf Flanderns Boden setzen wird. Er würde es gethan haben, wäre seine List mit dem Bann ihm geglückt, weil er dadurch uns zu entwaffnen und unsere volle Unterwerfung in wenigen Tagen zu bewirken hoffte. Da aber unsere Berufung an den Papst seinen schlaunen Plan vereitelt hat, weiß er nicht mehr, was zu thun; denn er fürchtet mit Grund, daß König Eduard die Gelegenheit wahrnehmen würde, um in Frankreich einzufallen."

"Dessen ungeachtet," bemerkte Ghelnoot, "sagte der Schöppe Ser van Steenbefe, da eben noch in meinem Beisein, er wisse für bestimmt, daß der König seit gestern gegen Gent im Anzug sei."

"Ser van Steenbefe steht nicht sicher auf seinen Füßen, ich weiß mehr davon. Die Nachricht, welche er jetzt verbreitet, ist ungegründet; er drückt darin nur seinen eigenen Wunsch aus. Ueberdies haben wir keine Ueberrumpelung zu fürchten. Die Brücken der Leye und Schelde sind überall abgetragen; beim Paß von Deynze befindet sich Hauptmann van Baernewyck; auf der Straße von Audenaerde ist der Aelteste Wilhelm Dvens gelagert; alle Zugänge sind besetzt und Gent selbst ist hinlänglich geschützt. Der König von Frankreich möge nur kommen; er wird nicht so gemächlich nach Gent gelangen."

"Aber seht einmal, Meister Jacob," sprach Ghelnoot, plötzlich vorwärts zeigend, "da, oben auf den Festungsmauern, wie man alles gerade an der Stelle zusammenhäuft, die wir bestürmen sollen. Sollten die Schelme riechen,

an welcher Seite wir zu ihnen kommen wollen, oder ist vielleicht Verrath im Spiele?"

Artevelde richtete sein Auge nachdenkend nach der Festung hin, und schien noch einmal den Sturm in allen seinen möglichen Wechselfällen zu berechnen. Nach dieser Prüfung klopfte er Ghelnoot auf die Schulter und sagte:

„Es ist Zeit, daß wir anfangen, Freund. Geh zu den Karren und wenn sie noch nicht ganz abgeladen sind, so beschleunige die Arbeit; sende mir einen Boten, wenn's geschehen ist.“

Ghelnoot van Lens lief vergnügt und lachend zum Lager und verschwand hinter dem Zelt; er war kaum einige Augenblicke fort, so kam ein Geselle zum Oberhauptmann, um ihm zu melden, daß Alles fertig wäre.

„Zu den Waffen!“ rief Artevelde dem Trompeter zu.

Dieser ließ einige lange Töne erschallen; aus allen Ecken des Lagers, auch in der andern Abtheilung ward auf dieselbe Weise geantwortet.

Sogleich sah man die Gefellen in Menge vor den Zelten erscheinen und so viel als jetzt thunlich war, sich um ihre Standarten ordnen. Sie nahmen einen sehr ausgedehnten Raum ein, wegen all des Sturmgeräths, womit fast jeder beladen war.

Voran, am nächsten nach der Festung zu, stand das zahlreiche Corps der Walker, die jeder so viel Reißholz trugen, als sie vermochten. Die große Fahne ihrer Zunft, die zwei gekrönte goldne Karden auf rothem Felde führte, erhob sich mitten aus ihren Schaaren. Diese Gefellen hatten ihre Goedendags bei den Zelten stehen lassen und sollten, nachdem sie die Holzbüschel in den Graben geworfen hätten, nach ihren Waffen laufen und dann zum Sturm schreiten. Hinter ihnen befanden sich die Strohecker, Ziegeldecker und Zimmerleute mit Leitern, Sturmhaften, Stricken und Allem, was weiter zum Erstürmen nöthig war. Hier auf folgten die übrigen Gilden und Zünfte in geschlossenen Gliedern und durch keine Geräthschaften gehindert: die schöne Gilde von St. Sebastian mit ihren langen Schwertern, die Fleischer mit ihren glänzenden Beilen, die Fischverkäufer mit ihren gestreiften Wämmsen und langen Lanzen; die Bäcker,

ganz in weiß und die schweren Goedendags stolz führend; die Brauer, eben so gewaffnet, aber mit halb weißen, halb rothen Wämmsern; und so weiter in der Tiefe des Lagers der größte Theil der Kleinen Zünfte von Gent.

Die Waffenrüstung aller Handwerker ohne Unterschied war ziemlich die nämliche: sie trugen ein Panzerhemd aus eisernen Ringen, mit Riemen auf einen Lederrock genäht; darüber ein tuchenes Wamms, das, für jede Zunft, an Farbe und Gestalt wechselte. Ihr Kopf war gegen die Schwerter der Reiterei durch eine eiserne Sturmhaube geschützt, und ihr rechter Ellenbogen durch ein kleines Rundschild oder durch ein dreieckiges Schild, worauf man in zwei kleineren Feldern die Farben von Flandern und von Gent schimmern sah.

Ueber diesem dicht zusammengedrängten Haufen wehten die zahlreichen Standarten der Gilden und Innungen und noch mannigfaltige rothe Fähnlein, deren alle hundert Mann eine führten.

Am rechten Flügel des Heeres hatte man jetzt die Maschinen vorwärts geführt. Es waren große Schleudern und Ballisten, aus schweren Balken zusammengesetzt und dazu dienend, um große Steine auf die Mauern zu schleudern. Das seltsamste Werkzeug, das man hier bemerken konnte, war jedoch der berühmte Stadtbogen von Gent. Vier Pferde zogen mit Mühe diese schreckliche Maschine; man konnte, so oft man den riesengroßen Bogen abschöß, zwanzig Pfeile, so schwer wie Lanzen mit einmal über die Mauern einer Festung senden. Die andern Geräthe, alle auf Rädern rollend, waren gleichfalls mit Pferden bespannt und wurden von Wagen, mit Steinen und Pfeilen beladen, begleitet.

Bei den Maschinen befanden sich die weißen „Kaproenen,“ eine Schaar muthiger Bursche, die freiwillig im Heere dienten und ihm immer folgten, selbst wenn ihre Pflicht als Mitglieder der Zünfte sie nicht unter die Waffen rief. Als Kennzeichen trugen sie eine Art Faltenmütze von Filz, welche man eine „Kaproen“ nannte.

Neben ihnen und mehr speciell bei den Sturmgeräthen thätig, sah man die fröhlichen Ribauden mit ihrem König,

Muggelyn, ganz weiß gekleidet. Ihre Standarte bestand, gewiß zum Scherz, aus grobem Sacktuch.

Sie hielten jetzt ungeduldig die Pferde am Zügel, um auf das erste Zeichen nach dem Befehl des Oberhauptmanns zur Seite der Stürmenden voraus zu eilen und einen Hagel von Steinen und Pfeilen über die Mauer zu senden.

Sobald Artevelde die Schaaren überschaut und Alles bereit gefunden hatte, begab er sich mit seinem Trompeter an die Spitze der St. Sebastiansgilde und ließ Sturm blasen.

Das ganze Heer bewegte sich in tiefstem Schweigen. Obschon fast erliegend unter dem Gewicht ihrer Last, liefen die Walker in einem Athem bis an den Graben und warfen ihre Baumbüschel hinein, bis er an der bezeichneten Stelle ganz gefüllt war und man auf einer breiten Strecke trocknen Fußes darüber gehen konnte.

Raum hatten die Walker den Graben verlassen, als die Ziegeldecker und Zimmerleute dem Fuße der Mauer nahten und ihre Leitern anlegten.

Einige Glieder der St. Sebastiansgilde versuchten zuerst hinaufzusteigen, bevor noch die Hälfte der Leitern aufgestellt war; aber die Belagerten trieben diese heldenmüthigen Genter mit einer Wolke Steine von den Leitern, so daß sie sich mit großem Verlust gezwungen sahen, inne zu halten, bis der allgemeine Sturm anfang.

Artevelde ließ nicht weit vom Graben einen Karren umstürzen, stellte sich darauf, um Alles sehen zu können und gebot augenblicklich, daß man auf der ganzen Breite des Platzes Sturm laufen sollte. Auf dieses Zeichen ließen die Ribauden die Ballisten und den großen Stadtbogen losgehen, so daß die Pfeile und Steine auf ihrer blitzschnellen Fahrt die Luft mit schneidendem Pfeifen erfüllten, — alle Zünfte eilten vorwärts und warfen sich wüthend auf die Leitern, indem sie einander so dicht beim Klettern folgten, daß der Körper des Einen allen Uebrigen zur Brustwehr diente. Unter dem schrecklichen Getöse und dem wüthenden Schlachtgeheul sah man die verwundeten oder zerschmetterten Gesellen von den Leitern fallen und an der Mauer verstümmelt oder todt zur Erde stürzten. Bereits hatten einige den Wall der Festung erreicht, waren jedoch eben so schnell

vom Feinde niedergehauen worden. Wie blutig und mörderisch der Sturm auch sein mochte, Alles ließ vorhersehen, daß die Genter nach einiger Zeit in genügender Anzahl auf die Mauer gelangen würden, um die Besatzung zu beschäftigen und das ganze Heer ungehindert in die Festung steigen zu lassen.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Thor von Biervliet und man ließ die Fallbrücke nieder; ein kleiner Reiterhaufe stürzte in's offene Feld und rückte gegen das Corps von Geeraert Denys an. Der Oberälteste sprengte mit seinen Leuten auf die Reiterei; diese wich, Schritt für Schritt, fechtend zurück, und lockte durch dieses Mittel das Heer der Weber bis auf eine ziemliche Entfernung von der Stelle des Sturmes ab.

Geeraert Denys brachte durch sein tolles Schreien seine Leute so in Harnisch und entflammte dadurch dergestalt ihre Streitleust, daß sie den schwachen Feind fast blindlings verfolgten.

Unterdessen ging das Thor von Biervliet zum zweiten Male auf. Die ganze Reiterei der Veliards erschien im Felde und stürzte in vollem Lauf mit gefällttem Speer und erhobenem Schwert auf die stürmenden Genter ein.

Artevelde sah von seinem Karren betroffen diese unerwartete Wolke von Feinden nahen. Er ließ schnell zum Rückzug blasen, um wo möglich ein furchtbares Carrée zu bilden; aber bevor diese Bewegung nach seinem Willen ausgeführt war, traf die Macht der Veliards zerschmetternd auf seine Schaaren.

Der erste Stoß war schrecklich; mehr denn hundert Blamingen sanken sterbend nieder und man mußte fürchten, daß es bald um die Stürmenden geschehen sein würde. In diesem gefährvollen Augenblick hob Artevelde sein Schwert in die Höhe, sprang vom Karren und sich auf die Veliards vorwärts werfend, rief er mit Macht seinen weichen Mannen zu:

„Gent! Gent! Haltet Blämischen Muth! Wer Blaming ist, folge mir! Vorwärts! Vorwärts!“

Mit diesem Ruf hieb er drei oder vier Reiter aus dem Wege und stürzte mitten in den Feind hinein. Durch sein

Beispiel ermuthigt, machten die Genter eine neue Anstrengung, und es gelang einem Theile mit dem Oberhauptmann durch den Feind zu bohren. Die Lage dieser heldenmüthigen Männer ward sehr bald die allerbedenklichste; es schien, daß die Reiter es vornehmlich auf Artevelde gemünzt hatten; denn sie verließen die andern Haufen, umzingelten plötzlich den Oberhauptmann und begannen unter triumphirendem Jauchzen die um ihn stehenden Leute niederzuhauen.

Artevelde hatte schon eine leichte Wunde am Kopf erhalten; das Blut rann ihm von den Wangen herab. Er wäre sicherlich bald unter der Uebermacht des Feindes erlegen, denn alle Speere und Schwerter waren gegen ihn gerichtet; aber der mächtige Ghelnoot stand hier wie ein unüberwindlicher Riese neben ihm und schlug mit seinem Schwert alle nieder, die sich in seine Nähe wagten. Unter seinem kräftigen Arm flogen die Speere wie trockne Zweige in Stücke und er zerschmetterte die Reiter selbst unter ihrem eisernen Harnisch. Der heldenhafte Genter spottete während dieses heißen Streites noch der Feinde und rief ihnen mit höhrenden Worten zu, daß sie den Oberhauptmann nicht kriegen würden. Er war ganz mit Blut bedeckt, sein Athem war glühend. Was für wunderbare Mannhaftigkeit der tapfere Ghelnoot auch an den Tag legte, so durfte er doch kaum hoffen, den Oberhauptmann und sich selbst vor einem gewissen Tode zu retten. Sie waren nach allen Seiten hin von einer undurchdringlichen Feindesschaar eingeschlossen; während die überraschten Genter an andern Stellen gleichfalls zusammengedrängt waren, und Arbeit genug hatten, um sich selbst zu vertheidigen.

Indessen hielt Geeraert Denys sein Heer noch immer damit beschäftigt, gegen den kleinen Reiterhaufen einen Scheinkampf zu führen; seine Leute hatten den großen Ausfall der Leliard's wohl bemerkt und hörten jetzt das entsetzliche Schlachtgeheul wie einen fernen Donner in der Luft erschallen. Viele Centeniers und Constabler begannen Verdacht zu schöpfen in Bezug auf das, was hier vorging, und vermutheten mit Recht, daß der Angriff, den sie jetzt abwehrten, nur eine Kriegslist war, um die Stürmenden ihrer Schutzwehr zu berauben. Dasselbe Gefühl herrschte

auch bei den Gesellen: doch sie durften, bei schwerer Ehrenstrafe, ihr Glied nicht verlassen. Außerdem trieb der Älteste der Zwillichweber, der die Nachhut hatte, das Heer immer vorwärts, während Geeraert Denys durch sein unaufhörliches Geschrei jede Berathung und Verständigung unmöglich machte.

Lieven Denys befand sich am Ende der dritten Abtheilung der St. Jorisgilde. Seine Haltung unter diesen Umständen war sonderbar; er war bleich und bebte sichtbar, indem er seine Augen fortwährend nach der Seite des Sturmes hingewandt hielt, obschon er nichts davon sehen konnte. Nicht für sich selbst fürchtete er so; in seinem liebevollen Herzen sagte ihm eine geheime Stimme, daß Artevelde in Lebensgefahr schwebte und vielleicht schon unter dem Angriffe der Reiterei zerschmettert lag. Er litt schrecklich unter diesem Gedanken; das Bild seiner geliebten Beerle und die blutige Leiche ihres Vaters schwebten ihm abwechselnd vor den Augen und er schritt, von diesen schrecklichen Träumen überwältigt, in Selbstvergessenheit fort, ohne auf das Acht zu geben, was um ihn geschah.

In diesem Augenblick nahte das Heer einer Art von aufgeworfenem Damm, vor dem sich ein schmaler Graben hinzog. Als der junge Lieven diese Höhe sah, ließ er sich plötzlich von seinem Angstgefühl hinreißen und lief bis über die Kniee durch's Wasser, um den Damm zu ersteigen. Da sah er nun, wie die Reiterei in vollem Streit Artevelde's Heer bekämpfte; der Anblick flüchtender Blamingen bewies ihm, daß der Feind die Oberhand hatte.

Nur seiner grenzenlosen Liebe für den weisen Mann Gehör gebend, stieß er einen gellenden Schrei aus und kam in vollem Lauf wieder durch's Wasser und zur Standarte von St. Joris gelaufen; er sah sich schnell nach seinem Vater um, doch da er ihn nicht sah, riß er die Standarte aus den Händen des Trägers, und mit diesem Zeichen vor-ausstürmend, rief er mit voller Kraft:

„Männer! Männer! Vornwärts! Folgt mir! Man ermordet den Oberhauptmann! Unsre Brüder, unsre Brüder! Schnell, schnell!“

Lieven's That ward von Allen mit Jauchzen begrüßt; und Alle folgten ihm in vollem Lauf.

Als Geeraert Denys bemerkte, daß man seine Befehle verkannte und es ihm unmöglich geworden war, sein Heer noch zurückzuhalten, spannte er selbst alle seine Kräfte an, um noch vor die St. Jorisgilde zu gelangen, und als ihm dies geglückt war, nahm er die Standarte aus den Händen seines Sohnes und lief damit nach dem Sturmplatz, als ob er sich beeilte, Artevelde Entsatz zu bringen.

Die Genter bedurften jedoch der Ermuthigung des Oberältesten nicht, um ihren Brüdern schleunig zu Hülfe zu eilen. Wie ein losbrechendes Ungewitter stürzten sie zu gleicher Zeit mit rasendem Rachegeschrei unversehens auf die feindliche Reiterei; und da sie diese von hinten anfielen und nach ihrer Gewohnheit mit Goedendag oder Schwert die Beine der Pferde zerhieben, so fällte jeder ihrer Schläge einen Reiter nieder. In weniger als einem Augenblick ward das Gefecht zu einer gräßlichen Schlachtere; die Stürmenden, jetzt durch ihre Brüder entsezt, drangen mit erneuerter Wuth auf den Feind ein und dieser, nun seinerseits in einen sich immer mehr zuziehenden Kreis geschlossen, ward von allen Seiten unwiderstehlich angegriffen. Unter dessen hatten zwei Blämische Helden quer durch die Pferde hindurch sich einen Weg zu Artevelde gebahnt und standen nun fechtend vor ihm, Lieven Denys und der Blaufärber Lieven Comyne, während Ghelnoot und seine Gefellen zur Seite und nach hinten die letzten Anstrengungen der verzweifelten Feinde vereitelten.

Sobald Artevelde sich befreit sah, stieg er sogleich auf einen Haufen gefallener Pferde und streckte sein Schwert in die Höhe, damit das ganze Heer ihn sähe; mit begeisterter Stimme rief er:

„Heil Gent! Heil Gent! Unser ist der Sieg! Habt Blämischen Muth!“

Während ein unbeschreibliches Jauchzen seinen Worten folgte, sagte er etwas zu Ghelnoot und entfernte sich einige Schritte vom Kampfplatz. Hier raffte er eilig eine starke Schaar zusammen und eilte damit auf das Thor von Biervliet.

Für die feindliche Reiterei war nunmehr kein Entkommen möglich, weil ihr die Brücke von Biervliet jetzt abgeschnitten war.

Diese glückliche Vorsorge von Artevelde beschleunigte offenbar die Entscheidung der Schlacht. Allmählig begannen die Veliards um Gnade zu bitten; es dauerte nicht lange, so gaben sich Alle gefangen und dem donnernden Schlachtgeschrei folgte das Siegrufen der frohen Genter. Artevelde verließ die Brücke und nahte dem jubelnden Heere.

Der erste, der ihm hier entgegen kam, war Geeraert Denys. Der Oberälteste drückte Artevelde freundlich die Hand und sprach mit verstellter Freude:

„Ich wünsche Euch Glück zum Siege, Oberhauptmann!“

„O, Meister Denys,“ sagte der weise Mann, „es war Zeit, daß Ihr kamt und uns entseztet. Wo bleibt Ihr doch so lange?“

„Man hat mich getäuscht, ich gestehe es,“ antwortete Geeraert mit demüthigem Ton; „man hatte ein Reitercorps gegen mich ausgesandt, und während ich dies verfolgte, hat man Euch angegriffen. Glücklicherweise entdeckte mein Sohn Lieven die Kriegslist. Wir sind außer Athem hierher gelaufen und haben den Feind schnell vernichtet.“

„Laßt Euch diesen Mißgriff nicht betrüben, Meister Denys,“ sagte Artevelde, indem er weiter auf dem Schlachtfelde vorschritt. „Der beste Feldherr kann sich täuschen.“

Der Oberälteste verfolgte den Oberhauptmann mit einem scheelen Blick; ein Lächeln mörderischer Bosheit zuckte über seine Lippen.

„Du wirst meiner Rache doch nicht entgehen,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Sein Sohn Lieven eilte in diesem Augenblick auf ihn zu und umarmte ihn mit Begeisterung. Der Oberälteste gab ihm seinen Kuß zurück und sagte:

„Lieven, Lieven, Du hast Dich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, und ich mußte Dich eigentlich wenigstens acht Tage lang mit Schandeisen an den Daumen *) vor meinem Zelte stehen lassen. Gleichwohl vergeh' ich Dir,

*) Eine damals gewöhnliche Strafe für ungehorsame Krieger.

in Anbetracht der guten Folgen Deiner Vermessenheit. Es darf jedoch nicht wieder geschehen, sonst werde ich Dich aus der St. Jorisgilde verweisen lassen müssen."

"Ach, Vater," rief Lieven Denys mit vor Stolz glänzenden Augen; "ich habe den Oberhauptmann und vielleicht das Vaterland gerettet! Eissen an den Daumen! Aber ich würde heute lachend sterben! Ich bin jung, Vater, und ich vermag noch nicht viel; aber den Befreier von Gent, den weisen Mann gerettet zu haben, ist eine That, die Gewicht haben soll in meinem Leben."

"So, so!" sagte Geeraert mit erzwungener Ruhe; "es scheint, daß der Hochmuth Dich trunken macht. Begib Dich nach Deinem Zelte und reinige Dich vom Blute, ich muß gehen und zusehen, wie man die Verwundeten pflegt. Halte Dich still, Lieven, und rühme Dich dessen nicht so viel, was Du gethan hast; es würde Dein Verdienst mindern."

Bei diesen Worten ließ er seinen Sohn stehen und begab sich mitten auf das Schlachtfeld, wo man damit beschäftigt war, die Verwundeten, Feinde wie Freunde, unter den Pferden hervorzuholen und aufzurichten, um sie nach dem Orte zu tragen, wo die Aerzte mit ihren Gehülfsen sich befanden.

Hundert Schritte davon standen die Fleischer und Bäcker in ein großes Viereck geordnet und drinnen die gefangenen Beliards, während ihre Pferde unter der Aufsicht der Sattler an die Zeltspfähle gebunden waren.

Artevelde ging, obschon äußerst müde von dem heftigen Streit und aus einer Wunde am Kopfe blutend, doch von einem Ort zum andern, um durch seine Gegenwart jeden zu erimuthigen und die Verwundeten zu trösten. Er hielt zu gleicher Zeit ein wachsames Auge auf die Festung und auf das Thor, wohin er die Bunst der Böttcher und Weinschänker zur Wache geschickt hatte. Erst als fast Alles besorgt war, ging er zu Meister Spelliaerde, dem Stadtchirurgen und ließ seinen Kopf untersuchen und verbinden.

Seine Wunde war nicht gefährlich. Kaum hatte jedoch der Wundarzt einen kleinen Verband aufgelegt, so erschienen zwei Reiter auf dem Schlachtfelde. Es war Meister Augustin, der Stadtschreiber von Gent, begleitet von einem kö-

niglichen Boten, den man augenblicklich als solchen an seinen Wappenabzeichen und seinem Stab erkannte.

Meister Augustin ritt mit frohem Gesicht voraus und rief den Gentern zu:

„Der Oberhauptmann! Der Oberhauptmann!“

Man wies ihn nach dem Zelte, wo Artevelde bei Meister Spelliaerde stand; aber schnell umringte man auch den Stadtschreiber von allen Seiten und fragte ihn, was er Neues brächte.

„Friede, Friede, Gefellen!“ schrie er in Begeisterung;

„Gent hat gewonnen! Heil! Heil dem freien Gent!“

Als man nun sein Pferd beim Baum faßte, um mehr zu erfahren, sagte er:

„Laßt los, ich darf nicht. Der Oberhauptmann wird es Euch gleich selbst verkündigen; aber seid nur heiter und froh, denn es ist eine gute Botschaft.“

Man gewährte ihm nun freien Durchgang und er ritt mit dem Herold zu Artevelde, der ihnen schon einige Schritte entgegengekommen war. Meister Augustin konnte zum Oberhauptmann noch keine zehn Worte gesprochen haben, als dieser schon seinem Trompeter das Zeichen gab, um den Kriegsrath und die Buntstältesten zusammenzurufen, und mit den beiden Reitern nach seinem Zelte ging, wohin ihm die Schöppen und Buntstältesten sogleich folgten.

Unterdessen liefen die Genter haufenweise auf dem Schlachtfelde zusammen, und begannen unter einander mit ungemainer Neugier über die Ankunft von Meister Augustin und von dem Waffenboten zu sprechen. Jeder wollte errathen, von welcher Art die Nachricht sein möchte.

Endlich, nach einer guten Viertelstunde, sahen sie den Oberhauptmann mit den Schöppen und den Ältesten aus dem Zelt kommen. Die große Standarte von Gent ward auf dem Schlachtfelde aufgepflanzt und eine Wurfmaschine dahin gebracht. Der Trompeter blies.

Die Standarten und Fähnlein der Bünste stellten sich in Schlachtordnung auf und alle Gefellen ordneten sich nach Anweisung ihrer Ältesten und Centeniers in Glieder um Artevelde. Den Böttchern ward Befehl gegeben, ihre Wache am Thor nicht zu verlassen.

Sobald es ruhig geworden, sprang Artevelde oben auf das Wurfgeschütz. Er hielt ein Stück Pergament mit großen rothen Siegeln in der Hand und gab dem Heere ein Zeichen, daß er reden wollte; dann deutete er mit dem Finger auf das Pergament und rief:

„O, Freunde! Ehre sei dem mannhaften Gent! Seht, was ich hier in der Hand halte, ist nicht allein der Friede, es ist die Anerkennung des unabhängigen Flanderns, der Sieg der Volksfreiheit über Bedrückung und schändliche List, die Niederlage des Fremblings, der ruhmvolle Triumph unserer Vaterstadt! — Horcht, auf welche Bedingungen der König von Frankreich uns den Frieden anbietet und jauchzet in Euren Herzen, denn unsre Feinde weichen vor Eurem Helbenwillen! Horcht, es ist ein Friedensvertrag durch Frankreich selbst angeboten:

„Zum Ersten, die Blamingen sollen Handel treiben dürfen mit allen Kaufleuten, von welcher Nation sie sein mögen; die fremden Kaufleute sollen in Flandern mit ihren Familien unbelästigt und frei wohnen dürfen.“

„Zum Zweiten, die Blamingen sollen Handelsverbindungen anknüpfen dürfen mit England und mit allen andern Völkern, gleichwie es ihnen gut dünkt.“

„Zum Dritten, der König von Frankreich soll nie zugeben, daß sein Heer den Blämischen Boden betrete; doch auch sollen die Blamingen nicht des Königs gewaffnete Feinde in großer Anzahl in ihr Land aufnehmen.“

„Zum Vierten, die Blamingen sollen nie gezwungen werden können, die Waffen zu ergreifen, als nur zur Vertheidigung ihres eigenen Gebietes, und um desselben Neutralität zu Ehren zu bringen.“

„Zum Fünften, wosern der König von England diesen Frieden annimmt, wird er sich verpflichten, niemals Krieg in Flandern zu führen; er wird seine Länder dem Blämischen Handel öffnen müssen.“

„Dies sind, Freunde, die Grundzüge von Frankreichs Vorschlägen. Der Graf von Flandern hat sie bereits angenommen und wird kommen, um seinen Hof in Gent zu halten, wenn wir den angebotenen Bedingungen zustimmen. Aber diese Bedingungen, wer hat sie gemacht? Ist es Philipp

von Balois oder das freie Gent, das gesagt hat: so soll es sein und anders nicht? Hier bleibt kein Zweifel über unsere Entscheidung; wir können nicht verwerfen, was wir selbst vorgeschlagen haben. Also, Freunde, wir werden durch unsern Feind selbst anerkannt als ein unabhängiges Volk, das ohne Jemandes Dazwischentunft mit jeder Nation Verträge schließen darf; wir behalten unsere Waffen, um unserm Gebiet Respect zu verschaffen, und auch, um die geringste Verletzung dieses Friedens zu rächen, an wem es auch sein möge. Unser Fürst Ludwig zeigt sich bereit, die Liebe der freien Blamingen zu gewinnen und wird binnen wenigen Tagen in der Mitte der Genter wohnen. Gott sei innig dafür gedankt, daß er uns diesen schönen Sieg geschenkt hat; wir haben unsre alte Freiheit wieder erlangt; wir werden sie zu bewahren und zu vertheidigen wissen. Unser wird Arbeit, Handel, Reichthum und Friede sein! Gent wird unter den Städten glänzen wie eine prächtige Sonne; und wenn man von Freiheit und Volksmacht spricht, dann wird man mit Ehrerbietung auf unsere Vaterstadt zeigen, als auf den Ort, wo Blämischer Löwenmuth und echte Volksmacht wohnen Heil Gent! Freiheit und Nahrung!"

Mit diesem Ruf endigte Artevelde seine Ansprache.

Jauchzendes Siegesgeschrei stieg von dem Heer empor; man umarmte einander, man weinte vor Entzücken; jeder mann begriff die Bedeutung dieses Friedens, wodurch Frankreich von seinen übermüthigen Forderungen absah und der Graf von Flandern seine volle Zustimmung gab zu Allem, was die Genter gethan hatten. Sie waren also mehr als jemals frei, und außerdem durch die Macht, Verträge zu schließen, ganz erlöst von Frankreichs nachtheiligem Einfluß.

Das Jubelgeschrei würde sicherlich noch lange nicht sein Ende erreicht haben, hätte der Trompeter nicht wieder ein Zeichen gegeben. Als die Ruhe wieder hergestellt war, erschien Meister Augustin auf dem Wurfgeschütz und rief zum Heer:

"Bon wegen der Obrigkeit der Stadt Gent! — Gesellen, es muß heute ein fröhlicher Tag sein, um unsern Sieg und die frohe Rückkehr unsers Grafen zu feiern. Sogleich

sollen die Centeniers an die Wagen gerufen werden, um Wein in Empfang zu nehmen; jeder Gesell soll zwei Maß haben, nebst zwei Tage Löhnung als Friedensgeschenk. Des Königs Bote begibt sich in die Festung, um dort den Waffenstillstand auszurufen und das Thor öffnen zu lassen. Die ungewaffneten Bürger von Biervliet sollen ungehindert in unser Lager kommen und gehen, kaufen und verkaufen dürfen. Wir unterdessen setzen keinen Fuß über die Brücke; und was auch geschehen möge, der Oberhauptmann befiehlt, daß Jeder, der auf den ersten Trompetenstoß nicht fertig steht, wo er hingerufen wird, aus dem Lager verwiesen werden soll. Jeder kehre nun zu den Zelten seiner Zunft zurück und trinke nach dem Wunsch der Obrigkeit von Gent, zur Ehre des siegreichen Vaterlands!“

Unter noch mächtigerem und lauterem Freudengeschrei lief das Heer wie ein verworrener Schwarm auseinander und Jeder begab sich jauchzend nach dem Platz, wo seine Zunft gelagert war.

VI.

Einige Tage nach der Schlacht von Bierliet begab sich der Borschöppe, Maes van Baernewyck nach Brügge, von wo er den Grafen in das Gentische Lager brachte. Unter dem Schall der Trompeten und dem Anstimmen von Freudengesängen zogen die Blämischen Schaaren mit dem Grafen von Flandern an der Spitze in Gent ein, dessen Einwohner ihren Fürsten mit Begeisterung und mit ungewöhnlicher Pracht aufnahmen. Vor dem Rathhaus, auf dem Freitagsmarkt schwor Ludwig auf's Neue Achtung vor den Freiheiten des Genter Volks und die Gemeinde legte gleichfalls in seine Hände den Eid der Treue und Unterthänigkeit ab.

Der Graf mit seinem Gefolge von Rittern und Räthen nahm seinen Hof im Grafenstein.

Groß war während der ersten Tage die Freude der Genter über den glücklichen Ausgang ihrer Bestrebungen. Jetzt hatten sie sich mit ihrem Fürsten versöhnt; Friede, Handel, Gewerbleiß und Wohlstand verbreiteten Leben und Wohlfeyn in ihrer Stadt; die Gemeinde hatte ihre frühere Macht wieder erlangt; sie blieb gewaffnet gegen jeden Angriff, und die Zukunft versprach Ruhm und Größe für das Vaterland.

Dem weisen Rath, dem Heldenmuth Artevelde's hatte man dies Alles zu verdanken; auch kannte nun die Dankbarkeit der Genter für den Oberhauptmann keine Grenzen mehr. Wo er sich nur zeigte, erhob sich ein langes Jauchzen, oder man neigte sich bei seinem Vorbeigehen mit tiefgefühlter Ehrfurcht vor dem Mann, dessen Verstand, wie durch einen Zauberschlag Reichthum, Macht und Freiheit hervor-

gebracht hatte, da wo einige Monate vorher Hungersnoth, Sklaverei und Verzeiſung herrſchten.

Inzwiſchen war auch der mißgünſtige Geeraert Denys wachſam geblieben und hatte im Trüben gewirkt, um durch allerlei Mittel viele Perſonen gegen Artevelde in Harniſch zu bringen. Haß und Neid ſchärften ſeinen Verſtand. Wo irgend ein Genter ein einziges Wort von Unzufriedenheit über den Gang der Dinge fallen ließ, da ſtand gleich Denys ſelbſt oder einer ſeiner Helfershelfer, um mit teuſliſcher Schlauheit, Lei denſchaften anzustacheln, ehrgeizige Erwartungen zu nähren, und Artevelde durch leiſe Anſpielungen alles deſſen zu beſchuldigen, was nur Jemandem mißfallen haben mochte.

So entſtand denn eine Partei gegen den großen Bürger von Gent, eine Partei, gebildet aus den widerſprechendſten Lei denſchaften und den einander feindlichſten Gedanken, welche aber für dieſen Augenblick darin übereinſtimmte, geſamſchaftlich Artevelde's Fall zu bewirken.

Dieſe Neider und Feinde des weiſen Mannes begriffen wohl, daß ihre feigen Anſchläge für dieſmal in Gent nicht glücken würden; eine einzige Hoffnung blieb ihnen übrig, um die Ausführung ſeiner großen Entwürfe zu hintertreiben und vielleicht noch alle Früchte ſeines Sieges zu vernichten. Sie wußten nämlich, daß einige Städte Weſtflanderns gegen den Grafen erbittert waren, ſowohl wegen des Friedens ſelbſt als auch wegen gewiſſer Privilegien, die er für ſich behalten hatte. Dieſes Mißvergnügen benutzend, ſandten ſie Männer aus, um die Bevölkerung der Städte Weſtflanderns zum Widerſtand aufzuhezen und ſie verbreiteten dabei allerlei verleumderiſche Gerüchte über die angebliche Falſchheit und die meineidigen Pläne des Grafen. Mittlerweile verſäumten ſie nicht, dieſes Alles bei dem Fürſten dem Artevelde auf den Hals zu laden, ſo daß ſie mit dieſer doppelten Waffe ſich ſicher wähten, ihr Ziel zu erreichen.

Wirklich hörte man bald, daß viele Städte Weſtflanderns ſich weigerten, ſich mit dem Grafen zu verſöhnen und den Frieden anzunehmen; in mehrern Gemeinden war ſogar die Gährung ſo hoch geſtiegen, daß man ernſtlich einen verderb-

lichen Bürgerkrieg zu fürchten begann, da ein Theil von Westflandern drohte, sich gegen Gent zu erheben.

Artevelde täuschte sich nicht über die wahre Quelle, woraus dieses Unheil entsprang; er bemerkte hinlänglich, daß die Feinde seines politischen Systems sich hier der Hülfe der Emissäre des Königs von Frankreich bedienten, die seit dem Frieden in großer Anzahl durch Flandern eilten, um Zwietracht zu säen und Streitigkeiten zu entzünden. Gleichwohl hatte er genug Vertrauen auf seine Macht, und wartete, bis der Graf selbst die Hülfe der Genter Gemeinde anrief, um alle Theile Flanderns unter die fürstliche Obergewalt zurückzuführen zu lassen.

Nun durchzog Artevelde mit einigen Schöppen und Aeltesten der Stadt Gent ganz Flandern und brachte es durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit dahin, daß in kurzer Zeit alle Gemeinden nicht allein den Frieden annahmen und dem Grafen Treue schworen, sondern noch außerdem sich ganz und gar mit Gent verbanden zur Vertheidigung der Neutralität des Landes.

Der große Bürger mußte mit einer ungemeinen Kraft der Voraussicht begabt sein; denn was er auch unternahm, nie vergaß er dabei, im Auge zu behalten, welchen etwaigen Vortheil für sein Vaterland er daraus ziehen konnte. Während er jetzt alle Flämischen Städte durchreiste, um ehrlich den Grafen in den Besitz seiner gesetzmäßigen Obergewalt zu setzen, nahm er diese Gelegenheit wahr, um überall die bewaffnete Bürgerwehr einzurichten, und feststellen zu lassen, wie viel Männer jede Gemeinde auf den ersten Ruf zum großen Flämischen Heerlager senden sollte, wenn die Bildung eines solchen Heeres für die Vertheidigung des Landes nöthig würde. Die Macht, welche die Gemeinden so im Falle der Noth zusammenzubringen sich verpflichteten, belief sich auf die ansehnliche Anzahl von 60,000 Kriegersleuten. Artevelde ließ dabei auf's Neue die Stadt Gent anerkennen als Mittelpunkt der vaterländischen Bewegung und als Hüterin des gemeinsamen Rechts.

Raum hatte der weise Mann diese wichtige Sendung vollführt, als ein Bote die Nachricht nach Gent brachte, daß König Eduard von England mit einer furchtbaren Flotte vor

Sluis erschienen wäre, und sich zu einer Landung auf der Blämischen Küste anschicke. Diese Nachricht brachte den Grafen in große Verlegenheit; nicht weil er glaubte, Eduard wollte gegen Flandern Krieg führen, denn man wußte hinlänglich, daß die Engländer nur den Durchzug begehrten, um das französische Heer in Französisch-Flandern anzugreifen; aber der Graf, der ein Freund Frankreichs und Englands Feind war, zitterte bei dem Gedanken, daß Flandern gegen die Friedensbedingungen die Feinde der Franzosen auf seinen Grund und Boden zulassen könnte, um Philipp von Valois dadurch Abbruch zu thun. Er hatte um so mehr Gründe, dies zu fürchten, da in Gent selbst eine starke Partei für den englischen König bestand und man laut aufjauchzte über seine Ankunft. Selbst im Schöppenrath gab es Mitglieder, die den Wunsch ausdrückten, England ungehindert durch Flandern ziehen zu lassen, und, nach Gewohnheit, versäumten die Feinde von Artevelde diese Gelegenheit nicht, um ihm Verlegenheiten zu bereiten. Sie wußten, wie sehr er an dem Prinzip einer unverletzlichen Neutralität hing und strebten darum, den Rath zur Zulassung des Durchzugs zu überreden; aber der Oberhauptmann bekämpfte ihre Gründe so siegreich, daß die Schöppen ihm den Befehl gaben, sich, wenn es nöthig wäre, mit Gewalt der Landung der Engländer zu widersetzen.

Denselben Abend zog Artevelde aus Gent mit dem größten Theil der Zunftgenossen. Er stellte am Morgen des andern Tages vor Sonnenaufgang seine Macht längs der Küste auf und ließ König Eduard durch einen Herold daran erinnern, daß nach dem, von ihm selbst angenommenen Vertrag, Flandern ein freies, neutrales Gebiet bleiben müßte, — indem er ihm dabei erklären ließ, daß die Genter sich ganz bestimmt vorgenommen hätten, dieser Neutralität auf Kosten ihres Lebens Achtung zu verschaffen.

Der König kam darauf in einem Boot an's Land und suchte Artevelde zur Aenderung seiner Ansicht zu bewegen; er begriff aber bald, daß das eine Unmöglichkeit wäre. Voll Bewunderung für Artevelde's Verstand und Weisheit, begab er sich wieder auf seine Flotte, und fuhr nach Antwerpen.

Das Glück, welches die Unternehmungen des Oberhauptmanns beständig krönte, und die schnelle Ausdehnung seiner Macht über alle Städte Flanderns, wo man die Anhänger seines Systems nach Tausenden zählte, vermehrten noch seinen beinahe grenzenlosen Einfluß auf die Genter Gemeinde. Er hatte allerdings kein Recht, ohne vorhergehenden Auftrag des Schöppenraths, etwas zu gebieten; und niemals überschritt er hier die Grenzen seiner Gewalt; aber die Meisten fühlten so tief die Macht seines Geistes, und erkannten so aufrichtig seine weise Vorsicht an, daß ein Rath, ein Wort von ihm selten anders angehört ward als wie ein Urtheil, worauf wenig oder nichts zu antworten war. Und diese Art von Unterthänigkeit gegen den großen Bürger entsprang nicht aus der Unfähigkeit derjenigen, die als Magistratsmitglieder über die Gemeindeangelegenheiten entscheiden mußten; im Gegentheil, niemals hatte Gent eine Schöppenversammlung gesehen, worin so viele ausgezeichnete Männer und erfahrene Politiker gezählt wurden; was beinahe täglich anerkannt wurde durch die Fürsten, die mit der Stadt Gent, wie mit einem mächtigen Reiche, über die wichtigsten Angelegenheiten zu verhandeln hatten.

Der große Einfluß Artevelde's und vor Allem die völlige Unabhängigkeit der Genter Gemeinde schienen dem Grafen zu mißfallen, nicht sowohl weil er persönlich nach mehr Herrschaft verlangte, sondern aus dem Grunde, weil der König von Frankreich, für dessen Lehnsmann und Unterthan er sich hielt, ihm täglich Ritter sandte, um ihn um gewisse Dinge zu bitten, wogegen die Genter Gemeinde sich durchaus erklärte. Der Graf, in ritterlichen Vorstellungen aufgewachsen, konnte es nicht ertragen, seine Gewalt in Flandern so eng begrenzt zu sehen. Mehr als einmal hatte ihm Philipp von Valois angerathen und ihn gebeten, die Gemeinden mit List zu seinen Zwecken zu überreden; aber der Graf war im Grunde ehrlich, und konnte sich dazu nicht entschließen, wie tief der Hochmuth der Genter Bürger ihn auch kränkte und demüthigte.

Seine französischen Höflinge unterließen im Gegentheil nichts, ihrem König zu gefallen; und weil sie aus Unkunde der Landesverfassung glaubten, Artevelde wäre an allem

Schuld, so machten sie alle mögliche Anstrengungen, um ihn bei dem Volke in Verdacht zu bringen, und so seinen Einfluß zu vernichten oder zu vermindern.

Dies gab seinen Feinden neuen Muth und nun begannen Verleumdung und Ehrenräuberei, unter der Leitung geheimer Aufhezer gegen ihn das Haupt zu erheben. Die allerwidersprechendsten Gerüchte wurden täglich in Umlauf gesetzt; jetzt hatte er im Geheimen mit dem König von Frankreich gehandelt, dann hatte er sich heimlich von dem englischen König bestechen lassen; dann hatte er den Plan den rechtmäßigen Fürsten zu verjagen, und selbst den gräflichen Thron zu besteigen; — sein häusliches Leben ward durchforscht, seine Blutsverwandten, seine Freunde mußten um seinerwillen gleichfalls mit der schändlichsten Verleumdung kämpfen; und man ging soweit, ihn selbst der häßlichsten, ja der lächerlichsten Gebrechen zu beschuldigen. So begannen unter den Füßen des weisen Mannes der schmutzigste Neid und der thörichtste Haß wie Unthiere zu wühlen. Er aber, ohne diese Angriffe der Eifersucht eines Blickes zu würdigen, ließ seine Neider im Schlamm ihrer Ohnmacht kriechen und arbeitete nur an Flanderns Wohlfahrt und Größe.

Unterdessen war König Eduard nach Deutschland gereist, wo er eine große Anzahl Bundesgenossen gegen Frankreich geworben hatte und sogar vom Kaiser mit dem Titel eines Vikarius des deutschen Reichs bekleidet worden war.

Dies Ehrenamt stellte einen Theil Flanderns, das man Kaisers-Flandern nannte, unter seinen Befehl, und verschaffte ihm gleichfalls einen großen und rechtmäßigen Einfluß auf andere Gebiete der Niederlande. Da er sich so mächtig sah, bereitete er sich öffentlich vor, um einen entscheidenden Krieg anzufangen, nach Paris durchzudringen und Philipp von Valois der Krone zu berauben.

Der französische König begann ernstlich zu fürchten und versäumte seinerseits keine Versuche, um Bundesgenossen zu finden. Es schmerzte ihn sehr, der Hülfe Flanderns beraubt zu bleiben, weil dies Land damals mächtig genug war, um allein die Waagschale zum Vortheile eines der beiden Könige sinken zu lassen; außerdem hielt sich Philipp von Va-

lois, der im Grunde des Herzens erkannte, wie wenig Recht Frankreich auf Flanderns Freundschaft geltend machen durfte, im Allgemeinen keineswegs für sicher, daß die Blamingen ihren thätigen Beistand Eduard dauernd verweigern würden.

Unter diesen Umständen wendete er Versuche aller Art an, um in Flandern zu seinem Vortheile eine Veränderung der öffentlichen Meinung hervorzubringen, und sparte weder Geld noch List, um zu seinem Ziel zu gelangen. Die Blämischen Städte wimmelten von französischen Emissären, welche schon manchen Bürger durch Geschenke und Versprechungen wankend machten.

So wuchs die Partei der Feliards oder Französischgesinnten in kurzer Zeit merklich an, unter der geheimen Leitung von Ser van Steenbefe und an sie schlossen sich natürlicherweise, die Reider von Artevelde, mit Denys an der Spitze, obschon diese beiden Richtungen einander im Grunde todsfeind waren.

Während der König von Frankreich über die Berichte aus Flandern sich freute und, obwohl mit Unrecht, zu hofen begann, daß die Gemeinden sich in Kurzem für ihn gegen Eduard erklären würden, bildete Artevelde einen Entwurf, der Frankreich viel Arbeit machen sollte.

In dem Augenblick, wo Philipp von Valois sich so eines bevorstehenden Sieges versichert hielt, that Artevelde mit einem Male im Schöppenrath den Vorschlag, daß die Gemeinden Flanderns an den König von Frankreich eine Gesandtschaft richten sollten, um die Städte Ryssel, Douai und Orchies zurück zu fordern; er bewies unwiderleglich, daß Französisch-Flandern durch Betrug und ungerechte Gewalt von dem Grundgebiet des Vaterlands losgerissen worden und Frankreich nur durch Meineid und Verrath so lange im Besiz dieser ansehnlichen Blämischen Landschaft geblieben wäre. Dabei zeigte er, welch' schändliche Feigheit es wäre, so viele Brüder unter fremder Notmähigkeit zu lassen, da man jetzt die Macht besäße, um das verletzte Recht wieder zur Geltung zu bringen und alle Blamingen frei zu machen von fremdländischer Gewalt.

Was auch einige Glieder des Schöppenraths dagegen einzuwenden suchten, man nahm Artevelde's Vorschlag mit

Begeisterung an; und wenige Tage nachher erklärten die übrigen vornehmsten Städte Flanderns, daß sie bereit wären, durch Gesandtschaften und nöthigenfalls Waffengewalt, die Forderung Gents zu unterstützen.

Dieser Beschluß, auf ein Heer von 60,000 Mann gestützt, war wie ein betäubender Donner Schlag für den Grafen sowohl, als für den König von Frankreich. Französisch-Flandern abtreten! Die Früchte hundertjähriger List und politischer Berechnung sich entschlüpfen lassen; das drohende Flandern noch mächtiger machen! — Dazu konnte Philipp von Valois sich nicht entschließen.

Was den Grafen anbetrifft, so war dieser im vollen Sinne des Wortes ein Franzose; und als einen andern betrachtete er sich selbst nicht; Flandern war für ihn nichts weiter als ein Lehnsgut, das ihm nicht näher am Herzen lag als die Grafschaften von Rethel und Nevers, welche er in Frankreich besaß. Kein Wunder also, daß er den Wohlstand und die Macht Flanderns als ein beklagenswerthes Unglück ansah, sobald dadurch der Größe seines vermeintlichen Vaterlands, Frankreichs, Eintrag gethan werden konnte!

Die Gesandtschaft der Blämiſchen Städte reiste nach Paris und machte da in kräftiger Sprache die Zurückforderung von Französisch-Flandern geltend. Man wagte am französischen Hof nicht die Gesandten abzuweisen, und schleppte mit Absicht eine Zeitlang die Unterhandlungen hin, ohne entscheidenden Erfolg. Es konnte jedoch nicht dabei bleiben; die Gesandten wurden ungeduldig und begannen bereits von Krieg zu sprechen, und eine drohende Haltung anzunehmen. Der König wußte nicht mehr, durch welches Mittel er dieser unseligen Rückforderung entgehen sollte; denn weigerte er sich, sie zu erfüllen, so holte er sich vielleicht ein Heer von 60,000 Blamingen auf den Hals, gerade in dem Augenblick, wo er seine verfügbare Heeresmacht nöthig hatte, um den Engländern und ihren Bundesgenossen widerstehen zu können.

Endlich beschloß man, zur Miſſethat seine Zuflucht zu nehmen. Flanderns Macht bestand in Artevelde's Weisheit, in der Liebe und Bereitwilligkeit, womit die unendliche Mehrheit des Volkes seinem Rathe folgte. Konnte man diese

Hauptstütze der Blämischen Volksgröße stürzen, dann mußte der ganze Bau in Trümmer sinken: man hoffte es wenigstens! Ein schnöder Anschlag ward beschlossen. Den Mordmord rief der französische König zu Hülfe! Unter dem Dolch bezahlter Bösewichter sollte das edle Blut Artevelde's fließen!

Wirklich wurde er in kurzer Zeit verschiedene Male durch den Dolch unbekannter Männer bedroht und sein Leben gerieth mehr als einmal in Gefahr. Die Gemeinde von Gent vergrößerte seine Wache und auf Andringen seiner Freunde zeigte er sich fortan im Publikum nur mit einer gewissen Vorsicht. Außerdem wurde das Genter Volk dergestalt erbittert über diese Anschläge gegen Artevelde's Leben, daß stets einige hundert gewaffnete Handwerksgefallen vor seiner Thüre standen und auf ihn warteten.

Obschon Ludwig von Nevers nur für einen unterthänigen Helfershelfer Frankreichs angesehen werden konnte, so darf man doch nicht denken, daß er an dem Aussenden dieser Mörder irgend welchen Antheil hatte; wahrscheinlich war dies das Werk seiner französischen Hofleute oder der Emisjäre Philipps, oder der Reider von Artevelde's Größe und vielleicht aller dieser Feinde zugleich. Indessen keimte im Herzen der Bürger ein tiefes Mißtrauen gegen den Grafen, dem man einen großen Theil der Verantwortlichkeit für diese Anschläge auf den Hals schob, wegen seiner wohlbekannten Anhänglichkeit an Frankreich und an das politische System dieses Reichs.

Wie dem auch sei, die Haltung der Genter Bürgerschaft und die durch Artevelde selbst getroffenen Vorsichtsmaßregeln ließen Frankreich nicht die geringste Hoffnung übrig, sich auf schnöde Weise des Oberhauptmanns zu entledigen.

Auf das Andringen Philipps von Valois, der nicht mehr wußte, wie er der Forderung der Gemeinden entgegen sollte, beschloß endlich Graf Ludwig, seine Zuflucht zu milderen Mitteln zu nehmen; und, um dies zu bewerkstelligen, ließ er auf einen bestimmten Tag den Oberhauptmann von Gent heimlich ersuchen, zu ihm in den Grafenstein zu Hofe zu kommen.

Artevelde zeigte sich bereit, das Verlangen seines Fürsten

zu erfüllen; aber er gab davon den Schöppen der Stadt Kenntniß, damit man diesen Besuch keiner andern als der wahren Ursache zuschriebe. So gelangte die Einladung des Grafen zur Kenntniß des Genter Volks, und alle Gemüther wurden aufgeregert durch die Furcht, daß darunter ein Anschlag gegen Artevelde verborgen liegen könnte.

Der Grafenstein stand jenseits der Leye, in einem Quartier der Stadt, das man die „alte Burg“ nannte, und welches als fürstliches Lehnsgut, unmittelbar unter der gräflichen Gerichtsbarkeit stand, ohne der Schöppenbank von Gent unterworfen zu sein. Dieser „Stein“ war eine furchtbare Festung, im Jahre 868 durch Baudewyn mit dem eisernen Arm aufgebaut, um zum Schutz gegen die Einfälle der wilden Normannen zu dienen, von runder Gestalt und umringt von ungemein hohen Festungswerken, zwischen deren vorspringenden Thürmen die Mauern überall mit drohenden Schießscharten durchbrochen waren. Die Lieve bespülte ihn von einer Seite und umgab ihn von den andern Seiten durch ihr abgeleitetes Wasser, so daß die Festung nur auf der steinernen Brücke und durch ein einziges enges Thor zugänglich war.

Der düstere und trübe Ton, den die Zeit über diesen Wohnsitz der Lehnsherrschaft verbreitet hatte, die Rohheit und Plumpheit seines Baustyls, machten einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beobachter, der aus dem lebendigen Gent dahin kam. Ein Gefühl von Kälte und Angst beklemmte sein Herz und er glaubte zurückgezaubert zu sein in die Zeiten der Volksknechtschaft und Unterdrückung, wovon die Erinnerung in den emsigen Blämischen Gemeinden bereits seit Jahrhunderten verschwunden war.

Die niedrigen und armseligen Häuser rund um dieses gräfliche Schloß, die Armuth der umwohnenden Lehnssassen, die Todtenstille, die hier herrschte, vermehrten noch diesen peinlichen Eindruck.

Oben auf der Festungsmauer wandelten die Schildwachen wie stumme Schatten auf und ab; selbst bei vollem Tage störte hier nichts die Stille, als allein das widerhallende und eintönige Gebell der Jagdhunde im Stein.

An dem Tage, wo Artevelde zu Hofe kommen sollte, boten die Straßen in der Nähe des gräflichen Wohnsitzes eine ganz andere Erscheinung dar; viele Genter Bürger und Handwerksgefelln standen da in Haufen und sprachen zusammen mit geräuschvoller Hestigkeit; Andere, die gewaffnet waren, wandelten in kleinen Gruppen die Straßen auf und ab; denn da sie sich nicht auf dem Grundgebiet der Stadt befanden, war es ihnen nicht erlaubt, hier unter Waffen zu verweilen. Um gleichwohl ihre Absicht vollführen zu können, stellten sie sich, als zögen sie nur vorbei; doch sie entfernten sich nicht merklich von dem Platz, auf den das Thor des Schlosses hinausging. Man mußte innerhalb der Festung nicht ohne Argwohn über diese Zusammenrottungen sein, denn man hatte das Fallgatter vor dem Thore niedergelassen und die Wachen auf den Mauern verdoppelt.

In der Ecke des Platzes bei Wenemaer's neuem Hospital war man vor Allem in heftigem Zank begriffen über die Ursache, welche die Genter Bürger nach dieser Seite der Stadt gelockt hatte.

„Ja!“ rief ein Maurergesell, „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt; aber sie mögen nur ein Haar auf dem Kopf von Meister Jacob anzurühren wagen — und Ihr sollt morgen von der alten Burg keine zwei Steine mehr aufeinander stehen finden!“

„Wir werden die französischen Herren einmal in der Pieve schwimmen lehren!“ murmelte ein Anderer.

„Aber,“ antwortete mit verstellter Kälte der Oberälteste Denys, der sich bei dem Haufen befand, „ich weiß doch nicht, Gefellen, wer Euch dies schon wieder in den Kopf gesteckt hat. Unser gnädiger Fürst hat Meister Artevelde zu sich entboten; es ist ein ehrenvoller Beweis von Geneigtheit, — und Ihr steht da und drohet und schwöret, als ob unser Graf fähig wäre, einen seiner Unterthanen mit List in eine Schlinge zu ziehen und dann vor seinen Augen ermorden zu lassen . . . Wer von Euch sollte den Muth haben zu sagen, daß er dies wirklich denkt?“

Wie Denys erwartet hatte, antwortete Niemand auf diese Frage, theils wegen der Ehrerbietung, welche man seinem hohen Amt schuldig zu sein dachte, theils weil keiner

der Zuhörer solche ausdrückliche Beschuldigung gegen den Grafen vorbringen wollte.

Ein einziger Gesell schien aufgebracht und murmelte mit dumpfer Stimme zu seinem Nachbar:

„Nun, bei St. Lieven! Seit wann ist der Oberälteste ein Freund des Grafen oder ein Leliard geworden? Da drunter steckt etwas, das sicher nicht rein ist.“

„Es wäre besser,“ fuhr Denys fort, „daß Ihr alle zusammen nach Hause ginet, denn durch dies unruhige Gewühl bringt Ihr unserm Oberhauptmann großen Nachtheil! Wißt Ihr, was man sagt? Man beschuldigt Meister Artevelde, daß er selbst durch seine Anhänger die Nachricht von der gräßlichen Einladung und die Furcht vor Verrath unter der Gemeinde hat austreuen lassen. Ich glaube es nicht; aber man setzt hinzu, daß er schon lange den Fürsten bei den Gentern verhaßt zu machen sucht, damit der Graf fortziehen solle und er allein den Herrn über uns spielen könne.“

In diesem Augenblick kam ein junger Blaufärber zum Hausen und hörte die letzten Worte des Oberältesten. Man konnte auf seinem Gesicht erkennen, daß er damit sehr unzufrieden war, doch hielt er sich zurück.

„Und dabei, Gesellen,“ fuhr Denys fort, „mit allen diesen Beweisen von Zuneigung werdet Ihr unsern Oberhauptmann so stolz machen, daß er das Volk wie unnützen Roth ansehen wird. Jetzt sagt man bereits, daß er das Bürgerthum abschwört und seine Tochter einem französischen Ritter zur Ehe angeboten hat. Es ist wahrscheinlich nur ein Gerücht; aber beobachtet wohl, daß Meister Jacob van Artevelde mit Königen und Grafen auf gleichem Fuße handelt und sich nicht geringer dünkt, als ob eine Krone auf seinem Kopfe stände. Das ist gefährlich für Meister Artevelde selbst, und, wenn wir doch einmal sollen geleitet oder unterdrückt werden, so ist es besser, daß wir es durch unsern rechtmäßigen Fürsten werden, als durch Jemand, den wir zu dem, was er ist, gemacht haben würden, bloß um uns einen hochmüthigen Tyrannen auf den Nacken zu laden.“

„Es ist wahr!“ fiel ihm ein Weber in die Rede. „Zum Beispiel, wer gibt dem Oberhauptmann von Gent das Recht,

durch ganz Flandern, als wäre er der Graf selbst, zu gebieten, und die Gemeinden bewaffnen zu lassen? Wer gibt ihm das Recht, geheime Verbindungen mit dem Herzog von Brabant und dem Grafen von Hennegau zu unterhalten, ohne daß es der Magistrat von Gent weiß? Wer gab ihm das Recht, den guten König von England zu Eluis so grob zu behandeln und ihn durch seinen trotzigsten Stolz vielleicht auf immer zum Todfeinde Flanderns zu machen?"

Bei diesen Worten erbleichte der Blaufärber und ein flammender Blick schoß aus seinen Augen; gleichwohl sagte er noch nichts.

"Und jetzt," sprach Denys, "was wird da wieder geschehen? Ihr steht hier vor dem Grafenstein und drohet dem Fürsten mit einem Aufstand und einer Belagerung. Das wird ihn stark auf uns erbittern. Es könnte daraus große Uneinigkeit zwischen dem Fürsten und der Gemeinde Gent entstehen. Wird man dann nicht mit einem gegründeten Schein von Recht sagen können, daß Meister Artevelde diesen Zwist allein angestiftet hat, in der Absicht, den Grafen aus dem Wege zu räumen und nach Frankreich fliehen zu lassen? Und wenn Ihr so Ursache gebt, um Meister Artevelde glauben zu machen, daß er mehr ist als der Graf, was Wunder, wenn er einmal wirklich Lust bekäme, selbst Graf von Flandern zu werden?"

Der Weber, der mit dem Oberältesten gekommen war, steckte seinen Kopf mitten in den Kreis, wie um Jeden zum Geheimhalten zu ermahnen.

"Wißt Ihr, was ich habe erzählen hören von Jemand, der versichert, dabei gewesen zu sein?" flüsterte er. "Es scheint, daß Meister Jacob ein fröhlicher Gesell ist und mitunter mehr Wein trinkt, als er vertragen kann. So soll er lektens bei einem gewissen Bürger so weit gekommen sein, daß ihm der Verstand ausgegangen ist; und da soll er ausdrücklich erklärt haben, daß er Graf von Flandern werden will und uns Alle . . ."

Bitternd wie ein Espenlaub und freideweis vor Born sprang der Blaufärber vorwärts und rief zum Weber:

"Fort, fort! oder ich zermalme Dich unter meinen Füßen, Du schmutziger Lasterer!"

Und indem er dann sein glühendes Auge auf den übrigen Verläumdern weilen ließ, fuhr er fort, ganz außer sich vor Wuth:

„Wißt Ihr, was Ihr allzusammen seid, Ihr, die Ihr Euern schmutzigen Speichel auf den Oberhauptmann werft? Feige Hunde, die gegen die Sonne bellen, weil ihr Licht sie blendet! Ohnmächtiges Ungeziefer, das sich an den Leib des Riesen hängt, in der Hoffnung, ihn durch tausend vergiftete Stiche zu ermorden! Ihr habt also bereits vergessen, wer Flandern aus der Hungersnoth und aus der Unterdrückung erhob? Wer das Gold durch die Straßen strömen machte? Wer unserm erniedrigten Vaterland Freiheit und Ansehen verschaffte? Der Held, der Erlöser ist ein Herrschsüchtiger, ein Tyrann, ein Trunkenbold, nicht wahr? Weil seine Größe Euch erdrückt, begeistert Ihr seinen Namen; weil Ihr ihm weder an sein Haupt noch an sein Herz reichen könnt, nagt Ihr wie Würmer an seinen Füßen, undankbares Ratterngezücht, das Ihr seid! — Und mögen Aelteste dabei stehen, Lieven Comyne ist's, der es sagt!“

Der Oberälteste war ganz verblüfft über diesen Ausfall und wußte nicht, was sagen, weil er es für unvorsichtig hielt, seine scheinheilige Verläumdung zu vertheidigen. Er murmelte einige Worte, woraus man verstehen konnte, daß er vorgab, mit einem so verdrehten Gesellen nicht streiten zu wollen, wandte sich um und verließ den Platz.

Lieven Comyne sah noch bebend dem Oberältesten nach, bis er verschwunden war. Er wandte sich dann auf's Neue zu dem erschrockenen Weber und rief:

„Aha, jetzt zwischen uns Beiden allein! Weißt Du, was man mit einer Schlange macht, die Gift speit nach ihren Wohlthätern? Man dreht ihr den Hals um und zertritt sie!“

Bei diesen Worten ergriff er wirklich den Weber mit seinen beiden Händen wie mit einer Kneipzange beim Hals, warf ihn halb erwürgt zur Erde und gab ihm einen Stoß in die Seite. Er ließ ihn jedoch aufstehen und lachte spöttisch zu den Gründen, die der Weber jetzt zu seiner Entschuldigung vorzubringen suchte.

„Geh!“ sprach Lieven Comyne mit Verachtung, „Deine Feigheit zeigt, daß Du ein Verläumder bist!“

„Wollen wir den Schelm in der Liebe erlösen?“ frug die Umstehenden, die der That des Blaufärbers zujauchzten.

Sie hatten den Weber bereits ergriffen und rissen ihn mit Gewalt nach der Seite der Liebe fort, um ihn ohne Gnade hineinzuwurfen; aber jetzt stieg von der Seite der Grafenbrücke der Ruf: „Heil, Heil dem Oberhauptmann!“ in die Höhe und Jeder begab sich nach dieser Seite des Platzes, ohne sich mehr nach dem Weber umzusehen.

Jacob van Artevelde kam da allein zwischen dem Volke vorgeschritten; seine Wache von achtundzwanzig Kriegern hatte er am Fischmarkt stehen lassen, um seinem Fürsten zu nahen, wie es einem Unterthan geziemte. Groß war jedoch sein Erstaunen, ja seine Betrübnis, als er auf dem Beerleplatz all dies jauchzende Volk zu ihm strömen sah und aus den Worten und Ausrufen der Menge merkte, daß sie da versammelt war aus Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit des Fürsten. Er blieb einen Augenblick stehen und sagte zu dem Volk, das mit Ehrfurcht und Stille horchte, sobald man merkte, daß er sprechen wollte:

„Gute Freunde, was gibt's denn wieder, das Euch so aufregt? Warum so unehrerbietig vor des Grafen Hof versammelt? Das ist nicht wohl gethan von Euch!“

Ein Schmied, der mit bloßen Armen und mit dem großen Schmiedehammer in der Faust vor ihm stand, antwortete darauf in rauher Sprache:

„Wohl gethan oder nicht! Wenn unser Oberhauptmann nicht binnen zwei Stunden aus der Grube der Leliards und Franzosen zurück ist, dann werden wir das steinerne Nest zu Staub zermalmen, mit Allem, was darin sein mag.“

„Ihr beschimpft unsern edlen Fürsten mit Unrecht durch dies Mißtrauen, Gefellen,“ antwortete Artevelde. „Dürfen wir unsern Fürsten verantwortlich machen für die Missethaten von Ausländern, die hierher geschickt sind? Nein, das wäre eine große Ungerechtigkeit von unserer Seite; wir sind unserm rechtmäßigen Fürsten mehr Ehrfurcht schuldig. Nicht wahr, Ihr seid alle zusammen meine guten Freunde?“

Wohlan, hört auf mein Wort: verlaßt diesen Platz und begeben Euch in vollem Vertrauen nach Hause: Eure Furcht ist ungegründet. Geht, ich werde Euch dankbar sein für diesen Beweis Eurer Liebe."

"Oberhauptmann, werdet Ihr über den Freitagsmarkt gehen, wenn Ihr nach Hause zurückkehrt? Wenn Ihr uns dies verspricht, werden wir fortgehen."

"Ich werde es thun," antwortete Artevelde.

"Gut," sagte der Schmied, "wir werden dort bis zum Abend warten. — Nach dem Freitagsmarkt! Nach dem Freitagsmarkt!"

Einige Augenblicke später befanden sich in der Nähe der gräflichen Wohnung keine andern Leute mehr als einige friedliche Bürger, welche voll Neugierde stehen geblieben waren.

Schon hatte der Wächter über dem Thor des Grafensteins das Signal gegeben. Das Gatter ward aufgezogen und als Artevelde sich vor der fürstlichen Residenz zeigte, ward er von zwei Dienern eingelassen und in einen Saal geleitet, wo verschiedene Personen sich mit dem Grafen befanden.

Ludwig von Nevers war ein Mann von mittlerem Alter, wohlgebildeter Gestalt und ziemlich freundlichem Gesicht; etwas Feines und Edles lag in seinen Gehehrden und seiner Sprache; fürstliches Blut und fürstliche Erziehung hatten ihn mit ritterlicher Bildung und würdevoller Haltung begabt. Gleichwohl ließen seine wenig ausgeprägten Gesichtszüge, sein träger Blick und sein zartgebauter Körper vermuthen, daß, wenn ihm alle Gaben verliehen gewesen wären, der männliche Wille und die Kraft des Geistes ihm fehlten.

Beim Eintritt Artevelde's richteten die Hofleute und Rätthe, die alle Ausländer waren, ihr Auge spöttisch und forschend auf den berühmten Genter Bürger; aber der Graf stand von seinem Sessel auf und ersuchte Alle, den Saal zu verlassen. Sobald sie auf diesen Befehl durch die Seitenthüren verschwunden waren, ging der Fürst zu Artevelde und faßte ihn freundlich bei der Hand, indem er in französ-

fischer Sprache redete, welche, wie er wußte, der Genter Bürger ausnehmend gut sprach.

„Willkommen, Oberhauptmann meiner guten Stadt Gent; es ist schon lange, daß ich mit Euch über verschiedene Dinge mich hätte berathschlagen sollen, denn man erzählt viel Wunderbares von Eurer hohen Weisheit; aber einige Hindernisse haben mich davon zurückgehalten. Jetzt jedoch ist es mir vergönnt, mit Euch allein zu sein; Ihr seht es, mein Vertrauen ist groß. Setzt Euch nieder auf diesen Stuhl, ich will als Freund zu Euch sprechen.“

Artevelde widerstand der Einladung des Grafen einige Zeit. Endlich setzte er sich und sagte:

„Mein gnädiger Herr will es so? Wohlan! Aufrichtig werde ich sein; und könnte mein Wunsch verwirklicht werden, dann würde aus dieser feierlichen Unterredung der Ruhm meines Fürsten und die ewige Größe meines Vaterlandes entstehen!“

„Ich hoffe es gleichfalls,“ versetzte Ludwig. „Hört nun auf das, was ich Euch sagen werde, Oberhauptmann. — Der Ruf Eurer Weisheit ist bis in ferne Länder gedrungen; es hat sogar der König von Frankreich mehr als einmal in meiner Gegenwart bezeugt, daß er die größten Opfer bringen würde, um einen solchen Mann wie Ihr in seinem Rathe zu haben, obschon Ihr ein Bürger seid, wofür ich mich nicht irre?“

Auf dem Gesicht des weisen Mannes erschien ein unmerkliches Lächeln.

„Ohne Absicht sage ich Euch das, fuhr der Graf fort; ich wollte Euch nur beweisen, daß der mächtigste Fürst Europas sogar Eure Verdienste zu schätzen wußte. Was mich betrifft, so bedaure ich, daß ein Mann wie Ihr durch das Schicksal an die Spitze einer aufrührerischen und unruhigen Menge gestellt ist und sich gezwungen sieht, seinen Verstand anzuwenden gegen die rechtmäßige Herrschaft seiner Fürsten... bis dasselbe veränderliche Volk ihn in den Roth zerrt und gleich tollen Hunden ihn zerreißt; denn ist das nicht immer das Loos der Gözen der verkehrten Menge? Jetzt findet Ihr Euch schon sehr geehrt durch das Amt der Oberhauptmannschaft einer Stadt, die Euch das lächerliche Gehalt von

drei Stübern in der Woche gibt; aber würdet Ihr Eurem Vaterland, Eurem Fürsten und Euch selbst nicht mehr Vortheil bringen können, wenn Ihr ein Amt bekleidetet, das Eurer würdig ist; zum Beispiel, Marschall von Flandern?"

Der Graf sah den weisen Mann an, wie um ihm eine Antwort zu entlocken; ein Ausdruck von tiefer Betrübniß hatte sich über Artevelde's Antlitz gelagert, und er sah zur Erde nieder.

"Denkt Ihr nicht, Meister van Artevelde," fragte der Graf, "daß Flandern Eure Ernennung zum Marschall mit Freuden annehmen würde? Warum scheint dieser Vorschlag Euch wehe zu thun?"

"Um Gottes Willen, hört auf mit dieser Sprache, Herr Graf; sie verwundet mir das innerste Gemüth."

"Warum?"

"Ach, möge Gott den strafen, der solche Worte in den Mund des Grafen von Flandern gelegt hat! Ich bin Blasing und Bürger von Gent; für alles Gold Frankreichs würde ich das nicht vergessen."

Ludwig mußte wirklich ehrlich verfahren, weil die feurigen Worte des Oberhauptmanns ihn eher verwunderten, als erbitterten, und er in voller Ruhe sagte:

"Ihr versteht mich nicht, Meister van Artevelde; oder habt Ihr vielleicht meine Aufrichtigkeit in Verdacht?"

"Keinesfalls," antwortete Jacob besänftigter; "ich verstehe, daß mein gnädiger Herr, als Ritter und nach den Vorstellungen, welche man in Frankreich hegt, es als ein großes Glück für einen Bürger ansehen muß, wenn dieser seinen niedrigen Stand verlassen kann, um im öffentlichen Leben höher zu steigen; — aber man hat Euch betrogen, Herr Graf; in Flandern ist das nicht so. Man braucht hier weder Ritter noch Lehnsherr zu sein, um seinem Vaterland mit Ehren zu dienen und von der Gemeinde geliebt und geachtet zu werden, nach Maßgabe des Guten, das man für des Landes Ruhm oder des Landes Wohlfahrt gestiftet hat. — Ich bin bereit, zu Euren Diensten zu thun, was mit dem Interesse Flanderns und darum mit meinem Gewissen zusammengehen kann; aber Versprechungen und Ehrenämter können mich keinen Schritt aus der Bahn weichen

machen, die ich wandeln will. Also, wenn Eure Versuche kein anderes Ziel haben möchten, als mich zu etwas anderem zu machen, als zu einem Bürger von Gent und zu einem Vertheidiger der Volksfreiheit, o, dann spart alle übrige Mühe, gnädiger Herr; sie ist vergeblich."

"Ich verstehe nicht, was Ihr für ein Volk seid," bemerkte der Graf mit Ungeduld; "man will Euch Gutes thun, Euch mit Ehre und Reichthum überladen, und Ihr ärgert Euch darüber!"

"Mit Eurer Erlaubniß, Herr Graf," sprach Artevelde, "niemals werde ich etwas anderes sein als ein treuer Diener der Stadt Gent und des Landes Flandern; aber könnt' ich Euch meine Dienstfertigkeit beweisen, ich würde es als ein wahres Glück ansehen. Sagt mir daher, Herr Graf, was ich thun könnte, um Eure Gunst zu gewinnen."

Ludwig von Nevers sah diese Frage wie einen halben Sieg an und antwortete mit freudigem Ton:

"Nur, was gerecht ist, Oberhauptmann. Zuerst würdet Ihr die Blämisschen Gemeinden anspornen müssen, unserm natürlichen und gewaltigen Oberherrn, dem König von Frankreich Beistand zu leisten gegen seinen Feind, den König von England. — Und um dem König jetzt nicht mit ungegründeten Forderungen lästig zu fallen, würdet Ihr die Blämisschen Städte bewegen müssen, abzustehen von ihrer Zurückforderung von Französisch Flandern, das doch durch ehrliche und aufrichtige Verträge abgetreten ist. Es ist doch wohl billig, daß getreue Vasallen ihren Oberherrn vertheidigen gegen einen herrschsüchtigen Fremdling, der nichts geringeres will, als ihn seiner Krone berauben? Dazu verlangt das Interesse Flanderns, daß es sich auf die Seite des Stärkeren schlage. Ihr seht doch ein, daß Eduard Philipp von Valois nicht bekriegen kann, ohne in allen Gegenden Europas nach Bundesgenossen zu suchen. Und dann, ist Flandern nicht Frankreich ewige Dankbarkeit schuldig für den Schutz, den dies mächtige Land ihm immer geliehen hat? Verdient Frankreich wohl den glühenden Haß, den man in Flandern gegen dasselbe so ungerechter Weise hegt, und der in Eurem Hause, Oberhauptmann, ein angeerbtes Gefühl zu sein scheint?"

„Und das ist Alles, was man von mir verlangen würde?“ fragte Artevelde, in tiefes Nachdenken versunken.

„Dies ist für diesen Augenblick wohl das Wichtigste,“ fuhr der Graf fort; „es ist gleichwohl nicht Alles. Erkennt mit mir, Oberhauptmann, daß Flandern durch Aufruhr und Gewalt in Besitz von Freiheiten gelangt ist, die schädlich sind für seine eigene Wohlfahrt und hier zu Lande den verschrobenen Grundsatz eingeführt haben, daß die unedle und dumme Menge die Herrschaft führt zur großen Erniedrigung aller ritterlichen Geschlechter. — Ein solcher Zustand ist gegen alles natürliche Recht und schreit um Rache bei Gott, der sichtbar genug seinen Grimm zeigt durch Unruhe, Aufruhr und Blutvergießen, welche nicht aufhören Flandern heimzusuchen. Seht, wie's im schönen Frankreich zugeht; da wenigstens ist der Fürst Herr und gebietet da, wie es dem rechtmäßigen Herrn eines solchen mächtigen Reiches geziemt; da darf ein unedler Bürger sich nicht unterfangen, sich für gleichberechtigt mit den Rittern zu halten. Im Gehorsam gegen den König und Landesherrn findet das Volk seinen Frieden und sein Glück. Hier im Gegentheil ist jeder Bürger Feind des Fürsten, und man möchte sagen, daß jeder Blaming die Widerspenstigkeit mit der Muttermilch eingefogen hat. In diesem Zustande verächtlichen Bürgerhochmuthes darf Flandern nicht länger bleiben; des Fürsten Gewalt muß wiederhergestellt werden durch Verkürzen oder Vernichten solcher Gemeinderechte, die sowohl der Wohlfahrt des Landes als der Herrschaft des rechtmäßigen Herrn Eintrag thun. — Ihr, Oberhauptmann, könntet viel dazu beitragen, daß ich dies heilsame Ziel erreichte; Euer Einfluß ist groß, das Volk liebt Euch und würde auf Euren Rath leicht einsehen, was recht und billig ist. Und möcht' es Euch dazu an Macht gebrechen, meine Hülfe und der Beistand des Königs von Frankreich würde Euch stark genug machen, die Widerspenstigen in Furcht zu halten. — Bedenkt doch einmal, wie weit schöner und edler Euer Beruf sein würde, weil er durch die ganze Welt Euch die Gunst und Achtung von Königen und Rittern erwerben würde!“

Artevelde saß noch immer gebeugten Hauptes vor dem Grafen, und hielt so sein Gesicht abgewendet, um den Aus-

druck des Grimms zu verbergen, der gegen seinen Willen darauf zu lesen stand. Selbst als der Fürst innehielt, blieb er in derselben Haltung sitzen, als wenn er die Ansprache des Grafen für noch nicht geendigt hielte. Ludwig fragte ihn nun:

„Sprech' ich nicht nach der Wahrheit und mit Grund, Oberhauptmann? Und ich habe doch nicht zu viel von Eurer Dienstfertigkeit erwartet, da ich hoffe, daß Ihr mir Eure Weisheit und Euren Einfluß leihen werdet, um die Gewalt, die mir gebührt, wieder zu erlangen?“

Artevelde hob plötzlich mit Entschlossenheit sein Haupt in die Höhe und sprach:

„Herr Graf, was ich zu antworten habe, kann ich ohne Eure gnädige Erlaubniß nicht sagen. Wahrscheinlich wird es mir nie wieder vergönnt werden, so allein mit meinem Fürsten zu sein. Mein Herz ist voll Grimm, voll Entrüstung, voll Trauer; aber die Ehrfurcht, die ich gegen meinen Landesherrn hege, erlaubt es mir nicht, freimüthig zu erklären, was meine Meinung ist über seine Bitte und über die Gründe, worauf sie gestützt ist.“

„Sprecht ohne Furcht!“ sagte der Graf lächelnd.

„Und wenn Euch etwas schimpflich darin schiene, für Euch selbst und für den König von Frankreich, würde ich dessen ungeachtet Erlaubniß haben, bis zu Ende zu reden, in Anbetracht meiner ehrfurchtsvollen Absicht?“

„Ich gebe Euch volle Freiheit, Meister van Artevelde; sprecht nach Eurem Gutdünken und sagt, was Ihr wollt; es soll mir angenehm sein, selbst urtheilen zu können über die politische Denkungsart eines Mannes, dessen Weisheit man überall rühmt.“

Jacob van Artevelde sah den Fürsten mit freimüthigem Blicke an, und sprach folgendermaßen zu ihm:

„Gnädiger Herr, irren ist menschlich; Fürsten und Völker sind auf gleiche Weise Mißgriffen über die höchsten An-
gelegenheiten bloßgestellt. Es erzürne Euch also nicht, daß ich beweisen will, wie schnöde man Euch über uns Blamingen und über Euch selbst getäuscht und verführt hat. Herr Graf, Ihr habt sicherlich oft Chroniken lesen hören, die über Flanderns Geschichte handeln, und erzählen wie wir, als

unedle Bürger und halsstarrige Unterthanen, mit verachtungswürdiger Hoffart unsern Fürsten den Gehorsam verweigert und die Ritterschaft gedemüthigt haben. Ich weiß, daß man Euch in Eurer Jugend viele Schriften und Chroniken vorgelesen, — Chroniken, die in französischer Sprache verfaßt und falsch waren! Geschrieben im Auftrag der Könige von Frankreich, um die Söhne der Blämischen Grafen zu Franzosen zu machen . . . Zürnt nicht, gnädiger Herr, der Beweis soll folgen mit Eurer Erlaubniß . . . Ich will statt aller Antwort sagen, was die Chroniken unseres Vaterlandes Euch würden erzählt haben, wenn man den Graf von Flandern nicht gehindert hätte, die Sprache seiner Vorfahren zu lernen. — Man hat Euch vorgebichtet und fälschlich bewiesen, daß Flandern seine Vorrechte und Volksfreiheiten mit Gewalt seinen Fürsten entrißen habe. Irrthum und Betrug! Zu andern Zeiten waren die Grafen von Flandern Blamingen mit Herz und Seele, die hier mit uns von Kindheit an die vaterländische Luft einathmeten, unsre Sprache sprachen, uns kannten, wie wir waren und uns liebten, weil wir so waren und nicht anders. Sie sahen, daß Flandern bestimmt war zu einem Lande der Arbeit und des Handels; sie fühlten, daß die Freiheit hier Wunder von Volksindustrie, Macht und Reichthum hervorbringen konnte; und sie gaben, zu ihrer eigenen Größe und zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen, Vorrechte und Freiheiten, die den arbeitenden Gemeinden die Früchte ihrer gewissenhaften Anstrengungen sichern konnten. Euer seliger Vorfahr Baudewyn der Junge, stiftete hier zu Gent die Wollenweberzunft und gab ihr die Vorrechte, welche sie zu einer Quelle von Volksmacht, Reichthum und Ruhm für ganz Flandern machten. Das ist beinahe 380 Jahre her! — Ihr seht es, gnädiger Herr, Industrie und Freiheit sind nicht jung mehr in Flandern. — Wessen man uns in Frankreich mit den bittersten Worten als einer schweren Missethat anklagt, ist der Umstand, daß wir, unedle Bürger, Waffen zu tragen wagen, nicht weniger und nicht mehr, als in Frankreich die Ritter allein zu thun vermögen. Aber wer hat uns diese Waffen in die Hand gegeben? Dieselben Waffen, die wir, wie man uns jetzt vorwirft, angenommen haben sollen, um dem Willen unsrer Fürsten zu

widerstehen? Vor dreihundert Jahren empörten sich die Edeln und Ritter von Flandern gegen ihren rechtmäßigen Fürsten Graf Baudewyn mit dem Bart und wollten ihn seiner Krone berauben, um sie auf das Haupt eines herrschjüchtigen Lehnsherrn zu setzen. Der Graf rief das Volk um Hülfe an: das Volk erbat und erhielt Waffen... und es schlug mit unwiderstehlichem Heldenmuth die Feinde seines guten Fürsten. Durch diesen Beweis von Liebe zu ihrem Grafen erhielten die Blamingen das Recht, Waffen zu tragen; und sie wußten dieselben so mannhaft und so treu zu tragen, daß der selige Baudewyn von Ryssel 1063 als Belohnung für seine Liebe und Anhänglichkeit Flandern den „herrlichen Frieden“ schenkte. Ihr kennt diesen herrlichen Frieden sicher, gnädiger Herr; es ist das Grundgesetz, worin mit wenigen Veränderungen unsre Freiheiten geschrieben stehen. Ach, Herr Graf, in jenen glücklichen Zeiten von Eintracht und Wohlwollen zwischen Fürst und Volk segneten die Blamingen täglich den Namen ihres Grafen; sie liebten ihn als den gemeinschaftlichen Vater des Vaterlands und wo er erschien, da flog Alles mit liebevoller Ehrfurcht auf seinen Wink und man sandte bei seinem Durchzug Lieder des Ruhmes und der Dankbarkeit zum Himmel!“

„Das muß schon lange her sein, so wie Ihr sagt,“ fiel der Graf mit einem halben Lächeln Artevelde in die Rede. „Wenn es wahr ist, daß die Blamingen ehemals ihren Fürst liebten und ihm unterthänig waren, wie kommt es denn, Oberhauptmann, daß sie heut zu Tage nichts als Haß gegen ihn hegen und ihn als Erbfeind des Volks ansehen? Ich möchte diese Erklärung aus Eurem Munde wohl hören.“

„Mit Eurer Erlaubniß werde ich sie Euch geben, Herr Graf. Flandern mit seiner fleißigen Bevölkerung und Schutz findend in der väterlichen Sorge seiner Fürsten, drohte ein mächtiges Land zu werden, nicht allein durch seine musterhafte Arbeitsamkeit und seinen wachsenden Handel, sondern auch durch den Heldenmuth des deutschen Stammes, der es bewohnte. Außerdem ist die Volksfreiheit äußerst ansteckend, und in Frankreich selbst begannen die Unterthanen und Vasallen die Augen hoffnungsvoll nach Flandern zu richten und ihr Haupt zu erheben. Dadurch wurden Eifersucht und

Argwohn der französischen Könige rege. Von diesem Augenblick an beschlossen sie, diese Grafschaft zu vernichten, sie zu beherrschen oder Frankreich einzuverleiben, um nach Wohlgefallen die Freiheit und die Bürgermacht zu zerschmettern oder zu schwächen. Gewalt ward manchmal versucht, doch dies Mittel glückte nicht. Darauf beschloß man, die Blämischen Grafen ihren Unterthanen zu entfremden, Edle und Bürger unter einander zu Todfeinden zu machen, Haß anzufachen und Uneinigkeit zu säen, um durch solchen schnöden Betrug das beneidete Flandern zu erschöpfen und zu lähmen. Dies System von Verrath beginnt schon vom Jahre 1200! Ungefähr um diese Zeit ließ Frankreich die Erbin der gräflichen Krone, die junge Johanna, heimlich aufheben aus demselben Schloß, wo ich jetzt die Ehre habe, zu meinem gnädigen Herrn zu sprechen. Sie ward am Hofe Frankreichs erzogen, in französischer Sprache und Sitte unterwiesen, mit freiheitshassenden Gedanken genährt, damit sie, wenn sie später nach Flandern als Gräfin zurückkehren würde, als Werkzeug Frankreichs und als Fremde verachtet würde. Sie empfing ihren Gemahl von der Hand des Königs von Frankreich; dieser Gemahl, ein Sohn des Königs von Portugal, sollte gleichfalls ein Helfershelfer der französischen Fürsten sein. Es scheint gleichwohl, daß er später diese Rolle unter seiner Ritterwürde achtete; denn er weigerte sich, noch länger zum Werkzeug für Flanderns Untergang zu dienen. Er wurde in die Kerker des Louvre eingeschlossen; und nach zwölfjähriger strengster Gefangenschaft verkaufte man ihm seine Freiheit für den verabscheuungswürdigen Vertrag von Melün, wodurch der gemarterte Fürst unsre Städte Nyssel und Douai als Pfänder den Franzosen übergeben mußte. — Ist dies vielleicht der ehrliche Vertrag, von welchem die französischen Chroniken melden? — Ich fahre fort. Gräfin Johanna hatte eine Schwester, Margaretha genannt, die auch aus dem Grafenstein aufgehoben und mit ihr in Frankreich erzogen worden war. Da Johanna kinderlos blieb, mußte Margaretha die Krone von Flandern erben. Darum ließen die französischen Könige, deren wachsender Schlaueit nichts entging, Margaretha mit einem französischen Edelmann trauen. Nun bekam der fran-

jösische Hof die Hände frei; und er warf die nutzlose Maske weg. Der Graf, auf Befehl des Königs — als gehor-
sames Werkzeug des Fremden begann die Hände an die Lan-
desrechte zu legen. Hieraus entstand Auflauf, Unruhe und
Bürgerkrieg; das lauernde Frankreich half damals bald den
Gemeinden, bald dem Grafen und hezte beide unaufhörlich
gegen einander auf. Auch dieser Graf wurde des ernie-
drigenden Spieles müde; er wagte zu klagen und Wider-
stand zu leisten; man lockte ihn mit seinem Erben Robrecht
nach Paris und schloß ihn verrätherisch im Louvre ein; er
starb; aber sein Nachfolger und Sohn Robrecht unterzeich-
nete in den Kerkern des Louvre, vielleicht Angesichts eines
Giftbechers, den schändlichen Bund der Ungerechtigkeit,
worin man wagte zu erklären und anzunehmen, daß Flan-
dern Frankreich zinspflichtig bleiben sollte für 22,000 Pfund
Parisisch des Jahres! Ist das vielleicht der ehrliche Vertrag?"

Der Graf sah Artevelde mit Bewunderung an und
schien unwiderstehlich beherrscht durch diese mächtige Rede
und diese volle, eindringende Stimme. In tiefes Nachdenken
versunken, schüttelte er den Kopf, wie Jemand, der sich an-
strengt, nicht zu glauben, was er hört. Artevelde wartete
vergebens auf eine Bemerkung des Fürsten, dann sagte er:

"Gnädiger Herr Graf, es bleibt mir noch der peinlichste
Theil meiner Erörterung übrig; — aus Ehrfurcht vor Euch
wollte ich es wohl verschweigen . . ."

Fahret fort," sagte der Graf: "ich vermute, wovon
Ihr sprechen wollt; aber ich verlange alle Eure Gedanken
zu kennen. Fürchtet nichts, heute vergesse ich meinen Namen
und Rang, um Euch zu hören. Ist auch nicht alles Wahr-
heit, was aus Eurem Munde fließt, so ist es doch wunder-
sam und ergreifend."

Artevelde fuhr fort:

"Und Ihr, mein gnädiger Herr, wißt Ihr, daß Euer
seliger Vater noch auf seinem Todtbette gerufen hat, man
habe Euch gegen seinen Willen und ungeachtet seiner un-
aufhörlichen Vorstellungen außerhalb Flanderns erzogen?
Ihr wißt es vielleicht nicht, man hat es Euch verschwiegen,
es ist aber doch wahr. Ihr auch solltet Franzose sein und
die Blamingen nicht kennen; Ihr auch solltet ein Werkzeug

in den Händen der französischen Könige werden, die Volksfreiheit hassen und die Liebe Eurer Unterthanen entbehren, damit Volk und Fürst, einander entfremdet, beide ohnmächtig seien gegen französische List und schändlichen Betrug. Ihr auch habt in Euren edlen Herzen Entrüstung empfunden über solche moralische Knechtschaft; aber die Kerker des Louvre haben auf Euer ehrliches Gemüth ihren Einfluß geübt; Ihr auch seid verrätherisch in Haft genommen worden und habt geseufzt im Gefängniß; Ihr auch habt Eure Freiheit erkauft durch einen Vertrag, worin Ihr zustimmte, das Land Flandern unter die Aufsicht französischer Bevollmächtigter zu stellen, so oft der König es für gut befinden würde; ein Vertrag, durch welchen Ihr an Frankreich die Städte Nyssel, Douai und Orchies abtratet als Kaufpreis Eurer Freiheit. Ist dies vielleicht der ehrliche Vertrag, auf den sich der König von Frankreich gegen uns beruft?"

Bei diesen Worten Artevelde's wurde der Graf plötzlich roth vor Zorn; er sprang auf, sah den Redner mit scharfem Blick an, und schien auf seinem Gesicht zu forschen, ob er ihn hätte verhöhnen wollen oder nicht. Das ruhige und unveränderliche Gesicht des weisen Mannes flöste ihm eher Ehrfurcht als Zorn ein. Gleichwohl, da er sich durch den Sinn der Worte Artevelde's tief verwundet fühlte, konnte er sich nicht so schnell bezwingen, und schritt leidenschaftlich einige Male im Saal auf und ab.

Jacob war aus Ehrfurcht aufgestanden, rührte sich jedoch nicht weiter, in Erwartung, daß der Graf selbst das Wort an ihn richten würde.

Ludwig von Nevers wurde allmählig ruhiger; endlich näherte er sich Artevelde und gab ihm ein Zeichen, sich wieder niederzusetzen.

"Die Wahrheit, Herr Graf, ist eine raue Dienerin, nicht wahr?" sagte Artevelde. "Sie gleicht dem Hohn und der Unehrenerbietigkeit und reißt oft alte Wunden auf, die wieder zu bluten anfangen. — Vergebt es mir, gnädiger Herr, ich habe sie nicht gemacht, so wie sie ist."

"Ach, es ist so!" seufzte der Graf, indem er in seinen Sessel sank; "dessen ungeachtet, Oberhauptmann, will ich Euch bis zu Ende hören. Und was auch daraus folgen

möge, nie in meinem Leben vergeße ich diesen Tag. Was gab Euch die Macht, so unwiderstehlich einen Jeden zu beherrschen, wunderbarer Mann, der Ihr seid? Wer lehrte Euch, so gewaltig den Schleier der Vergangenheit lüften und Dinge erörtern, die mich verstummen machen?"

"Kaltetes Streben nach Wahrheit und warme Liebe für mein Vaterland, Herr Graf," antwortete Artevelde.

"Aber," fuhr Ludwig fort, "was ist nach Eurer Urtheil Frankreichs Wille? Was würde denn nach Euren Gedanken das Resultat dieser Kämpfe sein, wenn sie gelängen?"

"Gnädiger Herr!" sagte Artevelde, "Ihr befehlt mir, noch schmerzlichere Wunden anzurühren. Darf ich es thun? Gebt Ihr mir Erlaubniß, aufrichtig zu antworten auf Eure Frage?"

Auf ein bejahendes Zeichen des Grafen setzte er seine Rede so fort:

"Was Frankreich will? Es will Flandern besitzen, um dort die Industrie und vor Allem die Vorrechte zu vernichten; um dort Schatzungen zu heben, um unsere Heimath als überwundenes Land sich einzuverleiben und den deutschen Stamm, der es bewohnt, langsam zu verschlingen. Das will es! Die Mittel, welche es dazu anzuwenden sucht, verlangt Ihr auch die zu wissen? Wohlan, Herr Graf, sucht die Antwort auf diese Frage nicht weiter als in Eurer eignen Lebensgeschichte! Der vorige König von Frankreich, Philipp der Lange, hat Euch seine eigene Tochter zur Ehe gegeben; aber warum, denkt Ihr, hat man Euch zehn Jahre lang unter allerlei schlaunen Vorwänden gehindert, unsrer gnädigen Gräfin, Eurer Gemahlin, zu nahen? Sollte ich's Euch sagen dürfen, Herr Graf? Es geschah in der Hoffnung, daß Ihr ohne Kinder sterben würdet. Alsdann würde man unsre Gräfin mit einem mächtigen und getreuen französischen Lehnsherrn verheirathet haben; und so würde Flandern mit vollem Rechte der Krone Frankreich zugehört haben, weil es durch Erbschaft an eine Tochter der französischen Könige gefallen und durch Heirath unter die Vormächtigkeith eines französischen Fürsten gestellt worden sein würde. Auf diese Weise, erhabener Herr, würde man den

letzten Tropfen Blämischen gräßlichen Bluts in Euren Adern haben aussterben lassen. Euer Grab würde den letzten Sproß unserer alten Fürsten verschlungen haben und wir würden, nach einem sogenannten gesetzlichen Recht, für immer der Herrschaft des Fremden verfallen sein!"

"Abscheulich!" rief der Graf aus; "es ist nicht möglich, Ihr begaukelt meine Sinne!"

"Es ist abscheulich, aber wahr!" wiederholte Artevelde. "Enguerrand de Marigny ist der Rathsherr, der diesen teuflischen Plan erfunden hat. Und, wenn mein gnädiger Herr sich erinnern will, wie genau meine Worte zusammenstimmen mit dem, was er selbst weiß, so wird er sicher sich nicht weigern, zu glauben, daß ich nicht ohne Wissenschaft rede. — Ach, und was wird dann das Ende von dem Allen sein, wenn es Frankreich gelingt? — Ihr hofft, Herr Graf, daß Eure Kinder nach Eurem Tode über uns herrschen werden? Der französische Hof hofft das Gegentheil. Flandern muß nach dem schändlichen Plan, durch Heirath oder Aussterben, einem oder dem andern mächtigen französischen Lehnsherrn zufallen. Es wird bereits im Geheimen darüber gestritten, wer es sein soll . . . Der Herzog von Burgund zum Beispiel!"

Artevelde schwieg, um zu erfahren, welchen Eindruck seine Worte auf das Gemüth des Grafen machten; aber Ludwig saß da gebeugten Hauptes, wie zerschmettert unter dieser Offenbarung und sah gar nicht auf den Sprecher hin. Jacob fuhr fort:

"Ihr klagt über den Haß, den wir gegen Frankreich hegen? Dieser Vorwurf beruht auf einem Irrthum: die Blamingen hassen das französische Volk nicht; im Gegentheil, auf die Blamingen hofft das französische Volk, um einst seine Freiheit zu erlangen; und auf das französische Volk hofft Flandern, um das Recht der Befreiung gegen spätere Stürme geschützt zu sehen."

"Ihr fragt mich, gnädiger Herr, wie es kommt, daß die Blamingen ihre Fürsten zu hassen scheinen? Ach, seit mehr denn hundert Jahren sind unsere Grafen nur Sendlinge Frankreichs, deren Auftrag es ist, uns unsrer Freiheiten zu berauben, uns unter einander zum Bürgerkrieg

aufzuheben, unsre Industrie zu tödten und unser Vaterland erniedrigt, gelähmt, zerbröckelt und erschöpft der Habsucht der französischen Politik zu überliefern. Wenn hier Haß und Entfremdung bestehen, wo Liebe und Vertrauen sein müßten, an wem liegt die Schuld? Ich berufe mich auf Euer ritterliches Gemüth, auf die Stimme Eures Gewissens, Herr Graf! Erkennt mit mir, daß, wenn in dieser Angelegenheit Missethäter oder Betrüger gefunden werden, sie nicht auf Flanderns Boden wohnen.“

„Ihr habt mich gebeten, Frankreich zu Diensten stehen zu wollen und die Freiheiten Flanderns vermindern zu helfen? Eure Güte hat mir erlaubt, darauf klar und deutlich zu antworten. Ich habe vielleicht zu kühn gesprochen; aber mein gnädiger Fürst hat es so gewollt.“

Der Graf seufzte voll schmerzlicher Bewegung:

„Wenn Ihr die Wahrheit sprächet! Ach, wehe mir, ich wäre also, umringt von Schlingen, von Falschheit und Ver-rath, ein Spielball in der Hand des Königs! Seid Ihr dessen auch sicher, was Ihr sagt? O, erklärt mir, daß Ihr zweifelt, daß Ihr das nur vernommen habt aus dem Munde von Personen, die dem König und mir feind sind!“

„Ihr schweigt, Oberhauptmann? Seid Ihr also gewiß, daß es so ist und nicht anders?“

„Es ist so!“ antwortete Artevelde mit unerbittlicher Kälte.

„Gott! Gott!“ rief der Graf; „es ist schrecklich! Aber Ihr, kühner Bürger, Ihr, der Ihr mich im tiefsten Grunde meiner Seele erschüttert und mir, wahr oder unwahr, einen klaffenden Abgrund vor meinen Füßen gezeigt habt, was würdet Ihr thun, um diesem Abgrund zu entfliehen, wenn Ihr an meiner Stelle wäret? Laßt sehen, ob Ihr so viel Beredsamkeit zum Rathen als zum Beschuldigen habt!“

„Was ich thun würde, Herr Graf? Ich würde mich zum Beschirmer der öffentlichen Freiheiten in Flandern erklären; ich würde mich an die Spitze des Volks stellen, nicht um seinen Gang zu hemmen, sondern ihn zu leiten; ich würde meine Interessen als Fürst vereinigen mit denen der Gemeinde, die Industrie zur Blüthe bringen, den Handel durch alle Mittel nach meiner Grafschaft locken, und so,

als Vater und Wohlthäter des Landes, die Liebe meiner Unterthanen gewinnen. Ich würde einen Vertrag schließen für gemeinsames Gewicht und Geld, für Handel und gemeinschaftliche Bertheidigung mit Brabant, Hennegau, Limburg und Lüttich; ich würde die niederdeutschen Lande zu einer allgemeinen Bundesgenossenschaft bewegen, und dann, wenn in dieser mächtigen Verbindung die alte Gallia belgica Cäsars wieder aufleben würde, mit einer Macht von hunderttausend heldenmüthigen Kriegern, dann würde ich ruhig herabsehen von dem gräßlichen Stuhl Flanderns auf den königlichen Thron Frankreichs! . . . Als wichtigstes und mächtigstes Glied dieses Bundes würde Flandern immer sein Haupt bleiben; seine Krone würde ihre Strahlen über ganz Europa senden; das Gold würde aus allen Winkeln der Welt dahin strömen; und hier auf dem Boden der Freiheit und der Volksgröße würde ein Fürst gebieten, den die Könige mit Ehrfurcht und Achtung zu begrüßen gezwungen sein würden . . . Was ich vorschlage, ist keine Riesearbeit, Herr Graf; es ist zu seiner Ausführung nur ein gut Theil männlichen Willens und fürstlichen Muthes nöthig . . . O, Herr Graf, wenn Gott Euch den erhabenen Entschluß einsöste, so Euren Ruhm mit der Erhöhung unseres schönen Vaterlandes zu verbinden, dann würde ich meine Erfahrung, mein Gut und Blut Euch zu Diensten stellen. Alle Blamirungen würden freudig sterben für Eure Bertheidigung und ich schwör' es Euch, Ihr würdet in Kurzem einer der mächtigsten Fürsten von Europa werden. Wohlan, gnädiger Herr, Ihr kennt meinen Rath. Werdet Ihr das leitende Haupt werden des thätigsten und freiesten Stammes der abendländischen Völker? Wird Flandern unter Eurer väterlichen Herrschaft und Führung diese strahlende Laufbahn durchwandeln, oder wird es seine Erhebung in dem Bürgermuth seiner Bewohner allein suchen müssen? Sprecht, Herr Graf, das Urtheil, das Ihr jetzt zu fällen habt, ist feierlich und wird über Flanderns Loos, vielleicht über das Eure entscheiden!"

Während der Schilderung, die Artevelde mit solchen schnellen Zügen von Flanderns möglicher Größe entworfen hatte, war plötzlich eine Veränderung in der Haltung und

auf den Gesichtszügen Ludwigs vorgegangen. Er hatte sein Haupt stolz aufgerichtet und seine Augen hatten vom edlen Feuer des Muths gegläntzt. Aber jetzt, wo Artevelde so plötzlich eine Zustimmung oder eine Weigerung verlangte, fiel der Zauberschleier von seinen Augen und es verbreitete sich ein Ausdruck von Muthlosigkeit und Verzweiflung über sein Gesicht. Er blieb lange Zeit in Gedanken versunken und sagte dann im dumpfen Ton, wie jemand, der zerstreut ist und zu sich selbst spricht:

„Es kann nicht sein; es wäre eine Missethat, wofür der König von Frankreich sich blutig rächen würde; mein Eid verpflichtet mich — und meine Grafschaften von Rhétel und Revers! — und meine Gemahlin! Mich verbinden mit Bürgern gegen die Ritterschaft? Vielleicht schuld sein an dem Untergang alles Adels? Den Fluch von ganz Frankreich, von allen edlen Geschlechtern auf mich laden? Nein, nein, es kann nicht sein!“

Er erhob sich dann mit der augenscheinlichen Absicht, diese Unterredung zu endigen, ergriff Artevelde's Hand und sagte gütig:

„Oberhauptmann, ich glaube an Eure Redlichkeit; habt Ihr auch zu kühn gesprochen in Gegenwart Eures Fürsten, ich vergebe es Euch gern; aber was Ihr mir gerathen habt, muß ich verwerfen; ich bin ein treuer Ritter und will es bleiben; der König von Frankreich ist mein rechtmäßiger Oberherr und hat meinen feierlichen Eid zum Unterpfand; was auch über mich komme, ich werde sterben in seinem Dienst. Ich hatte gehofft, Euren bürgerlichen Hochmuth überwinden zu können durch freundschaftliche Worte und durch das Versprechen einer höhern Stellung für Euch! Ich begreife jetzt erst, daß dies vergeblich war und daß Ihr unvermeidlicher Weise ganz anders als ein Ritter über die Dinge urtheilen müßt, weil Eure Vorstellungen so unendlich verschieden sind von den unsrigen. — Ich habe mich geirrt; es thut mir sehr leid.“

„Oberhauptmann, Ihr seid gekommen auf mein Ritterwort, geht also eben so ungehindert von hier fort und gebe der Himmel Euch bessere Gedanken.“

Artevelde verbeugte sich ehrfurchtsvoll und antwortete:

„Ich danke Euch, gnädiger Herr, für Eure Güte. Mir auch hatte diese feierliche Audienz eine verlockende Hoffnung eingelöst. Ich muß, leider! diesem wohlthuenden Gefühl für immer entsagen. Sei es denn so! Was mich betrifft, ich werde dabei verharren, sonder Furcht und Bangen mein Leben der Größe meines Vaterlandes zu weihen, und mit Gottes Hülfe werde ich vollbringen, was ich der Gemeinde versprochen habe. Glück und Friede, Herr Graf!“

Bei diesen Worten folgte der Oberhauptmann dem Hofbeamten, der auf den Ruf des Grafen in den Saal trat, — und er befand sich bald außerhalb des Schlosses auf dem Beerleplatz.

Auf dem Freitagsmarkt ward er durch die wartenden Handwerksgefallen mit lautem Jauchzen begrüßt; doch er dankte der Menge nur durch ein Zeichen mit der Hand und begab sich, von seiner Wache begleitet, mit schnellen Schritten nach seiner Wohnung.

Ende des ersten Theils.

Die erste Ausgabe des Buches ist im Jahre 1794 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zweite Ausgabe ist im Jahre 1801 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die dritte Ausgabe ist im Jahre 1807 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die vierte Ausgabe ist im Jahre 1812 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die fünfte Ausgabe ist im Jahre 1818 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die sechste Ausgabe ist im Jahre 1824 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die siebte Ausgabe ist im Jahre 1830 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die achte Ausgabe ist im Jahre 1836 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die neunte Ausgabe ist im Jahre 1842 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zehnte Ausgabe ist im Jahre 1848 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die elfte Ausgabe ist im Jahre 1854 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zwölfte Ausgabe ist im Jahre 1860 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die dreizehnte Ausgabe ist im Jahre 1866 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die vierzehnte Ausgabe ist im Jahre 1872 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die fünfzehnte Ausgabe ist im Jahre 1878 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die sechzehnte Ausgabe ist im Jahre 1884 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die siebenzehnte Ausgabe ist im Jahre 1890 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die achtzehnte Ausgabe ist im Jahre 1896 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die neunzehnte Ausgabe ist im Jahre 1902 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1908 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die einundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1914 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zweiundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1920 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die dreiundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1926 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die vierundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1932 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die fünfundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1938 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die sechsundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1944 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die siebenundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1950 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die achtundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1956 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die neunundzwanzigste Ausgabe ist im Jahre 1962 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die dreißigste Ausgabe ist im Jahre 1968 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die einunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 1974 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die zweiunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 1980 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die dreiunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 1986 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die vierunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 1992 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die fünfunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 1998 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die sechsunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 2004 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die siebenunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 2010 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die achtunddreißigste Ausgabe ist im Jahre 2016 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten. Die neununddreißigste Ausgabe ist im Jahre 2022 erschienen. Sie ist in 8vo. Format und enthält 120 Seiten.

Aischendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

i



www.books2ebooks.eu